



Weiter geht's nicht

Das Ende der Sowjetunion
auf Kamtschatka 1991/92

Corinna Kuhr-Korolev (Hrsg.)
Fotografien von Anselm Graubner



Mit freundlicher Unterstützung von



We wish to acknowledge the co-funding of the
European Union under the WIDERA programme
(EUROPAST project, Grant Agreement No. 101079466)



Corinna Kuhr-Korolev (Hrsg.)
Fotografien von Anselm Graubner

Weiter geht's nicht

**Das Ende der Sowjetunion
auf Kamtschatka 1991/92**

Hartknoch Verlag

Inhalt

Perestroika am Pazifik – Die letzten Tage der Sowjetunion im Spiegel der Kamtschatskaja Prawda <i>Corinna Kuhr-Korolev</i>	6	Demonstration zum Jahrestag der Oktoberrevolution in Petropawlowsk	82
Die Landschaft: Schön und einsam	12	Weder Brot noch Benzin in Petropawlowsk	90
Eine kurze Einführung aus ethnologischer Sicht <i>Erich Kasten</i>	24	Der ferne Osten Russlands <i>aus taz, die tageszeitung, 11.4.1992</i> <i>Anselm Graubner</i>	104
Stadtansichten und Straßenszenen in Petropawlowsk im Herbst 1991	26	Reisen zu den kleinen Siedlungen im Norden	108
Petropawlowsker Schiffs- und Reparaturwerft	42	Weiter geht's nicht	152
Frauen in der Fabrik	50	Die Geschichten hinter der Reise <i>Corinna Kuhr-Korolev</i> <i>im Gespräch mit</i> <i>Anselm Graubner</i>	156
Im Altersheim von Elisowo	72	Dank	167
Bilder, die den Blick weiten ... <i>Bernd Hartung</i>	80		

Perestroika am Pazifik – Die letzten Tage der Sowjetunion im Spiegel der Kamtschatskaja Prawda

7. November 1991 am Lenindenkmal in Petropawlowsk-Kamtschatski: Ein Marineoffizier rollt nachdenklich die sowjetische Fahne ein. Die Demonstration anlässlich des Jahrestages der Großen Oktoberrevolution ist vorbei. Im Hintergrund zerstreut sich die ohnehin überschaubare Gruppe der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Das war es. Weiter geht es nicht. Noch besteht die Sowjetunion auf dem Papier, aber die Unionsrepubliken haben bereits ihre Unabhängigkeit erklärt, die Kommunistische Partei ist einen Tag zuvor auf dem Gebiet der Russischen Sowjetrepublik verboten worden und ein privater Markt kompensiert die immer größer werdenden Versorgungsdefizite. Michail Gorbatschow sitzt noch auf seinem Posten als Präsident der UdSSR, aber die Macht ist längst an die Regierungen und Präsidenten der Unionsrepubliken übergegangen. In der Russischen Sowjetrepublik hat Boris Jelzin den Machtkampf gewonnen und sich als Retter des demokratischen Reformkurses in Position gebracht.

Die Menschen, die in der Hauptstadt der Halbinsel Kamtschatka zusammengekommen sind, gehören nicht zu den Unterstützern Jelzins, sondern zu jenen, die weiterhin den Sozialismus aufbauen wollen. Anselm Graubner fotografiert ihre Demonstration für die »Macht der Räte« – so steht es auf manchen Plakaten – im Auftrag der Kamtschatskaja Prawda. Dass er als 23-jähriger deutscher Fotografiestudent im Winter 1991/1992 bei der größten Tageszeitung der Region arbeiten kann, ist dem Zufall zu verdanken und den besonderen Umständen dieser Zeit, in der nichts mehr funktioniert und zugleich alles möglich ist. Im Gespräch, das am Ende dieses Bandes abgedruckt ist, erzählt er genauer davon, wie es zu seinem Aufenthalt im Fernen Osten kam.

Viele Neugierige und Abenteuerlustige zieht es in den Jahren der Perestroika Richtung Osteuropa und in die Sowjetunion. Trotzdem ist es etwas Besonderes, bis nach

Corinna Kuhr-Korolev

Sibirien, noch dazu bis nach Kamtschatka, zu gelangen. Die vulkanische Halbinsel liegt im äußersten Nordosten der Sowjetunion am Pazifik, ist durch das Beringmeer von Alaska getrennt und gehört bis zum Sommer 1991 als unmittelbares Grenzgebiet mit militärisch-strategischer Bedeutung zu den geschlossenen Gebieten des Landes. Sowjetische Bürgerinnen und Bürger können die Insel nur mit besonderer Genehmigung besuchen, für Menschen aus dem Ausland gibt es keine Möglichkeit dorthin zu reisen. Der Besuch einer amerikanischen Delegation im Juli 1991 leitet die Öffnung der Region ein und nährt die Hoffnung auf Zusammenarbeit. Als Anselm Graubner im September desselben Jahres seinen Aufenthalt beginnt, gehört er somit zu den ersten ausländischen Besuchern und genießt den Status des Exoten, dem die Türen geöffnet werden, mit dem man sich austauschen und dem man die besonderen Seiten der Insel zeigen möchte. Als zeitweiliger Fotokorrespondent der Kamtschatskaja Prawda bekommt er Aufträge für Reportagen in der Hauptstadt, wird aber auch auf Dienstreisen in andere Ecken der Region geschickt, die in der Regel nur mit dem Hubschrauber oder mit kleinen Flugzeugen zu erreichen sind.

Dieser Band versammelt eine kleine Auswahl aus einem Gesamtbestand von circa 5 000 Aufnahmen, die in den fünf Herbst- und Wintermonaten zwischen September 1991 und Februar 1992 auf Kamtschatka entstanden sind. Sie zeigen Szenen aus dem Lebens- und Arbeitsalltag der Menschen in der Hauptstadt Petropawlowsk-Kamtschatski, aber ebenso im Zentrum und im Norden der Insel. Die Fotografien von Anselm Graubner bestehen durch ihre professionelle Qualität, Ästhetik und Intimität. Sie haben zugleich einen hohen Wert als visuelle Quellen, weil sie in einem spezifischen historischen Moment entstanden sind, in einem vagen Zustand des »Nicht-mehr-und-noch-nicht«. Es handelt sich nicht um

Reisefotografie im klassischen Sinne, da die Aufnahmen im Kontext der täglichen Redaktionsarbeit als Auftragsarbeiten entstehen. Dies ermöglicht das Fotografieren in Einrichtungen und Produktionsstätten, die normalerweise dem Außenstehenden nicht zugänglich sind. Zugleich dokumentieren sie, welche Themen oder Motive vor Ort als interessant gelten und zur Veröffentlichung ausgewählt werden. Glücklicherweise sind viele Nummern der Kamtschatskaja Prawda mit Fotografien von Anselm Graubner in seiner privaten Sammlung erhalten, so dass sich nachvollziehen lässt, wie sie mit Text versehen werden und welche Botschaft sie vermitteln sollen.

Die zeithistorische Forschung zur Periode der Reformen, die Michail Gorbatschow ab 1985 einleitet und die unter den Begriffen Perestrojka und Glasnost allgemein bekannt ist, hat immer noch viele Lücken. Während die Ereignisse im Zentrum des Landes, grundlegende Entwicklungen des Reformkurses und gesellschaftliche Debatten gut erforscht sind, fehlen nach wie vor Arbeiten, die sich mit den Auswirkungen der Reformen auf das Leben der Menschen in ländlichen oder weit abgelegenen Regionen beschäftigen.¹ Das gilt auch für Kamtschatka. Wir wissen nicht, ab wann der *Wind of Change* dort spürbar wird und welche Hoffnungen oder Sorgen er auslöst. Ab wann entstehen auf der Halbinsel Kooperativen, die beginnen privat zu wirtschaften? Was geschieht mit den Atom-U-Booten und ihren Mannschaften im Zuge der



Kamtschatskaja Prawda vom 2. November 1991, S. 1

Entspannungspolitik? Auf welche Weise bilden sich Autonomiebestrebungen unter der indigenen Bevölkerung und welche Forderungen verbinden sich mit ihnen? Für ausländische Forscherinnen und Forscher sind heute wegen des russischen Angriffskriegs in der Ukraine die

Archive erneut nicht zugänglich.² Regionale Zeitschriften aus den Jahren der späten Sowjetunion befinden sich selten in den Beständen westlicher Bibliotheken. Somit fehlen die Grundlagen für historische Forschung. Umso interessanter sind die von Anselm Graubner aufbewahrten Nummern der Kamtschatskaja Prawda, die einen kleinen Einblick geben, wie das Ende der Sowjetunion 6 000 Kilometer entfernt von Moskau erlebt wird. Aber auch die Fotografien sind für sich genommen äußerst aussagekräftig und könnten einen Baustein für eine bisher ausstehende visuelle Geschichte der späten Sowjetunion bilden.³

Die Kamtschatskaja Prawda besteht im Herbst 1991 schon seit 60 Jahren und hat eine Auflage von 90 000 Exemplaren. Bei einer Bevölkerung von circa 450 000 Menschen bedeutet dies, dass jeder vierte die Zeitung liest. Vermutlich geht sie von Hand zu Hand, so dass die Leserschaft noch größer ist, denn während der Perestroika wird die sowjetische Presse interessant. Die Wirkung der von Gorbatschow verkündeten Glasnost macht sich in allen Medien bemerkbar. Probleme und Missstände werden ausführlich beschrieben, Themen, die zuvor Tabu waren, kommen jetzt zur Sprache. In den vorliegenden

Ausgaben der Kamtschatskaja Prawda ab Herbst 1991 ist es nicht anders. Noch finden sich zwar sogenannte *schtampy*, aus dem sowjetischen Sprachgebrauch stammende eingeübte Formulierungen, aber insgesamt sind die Informationen sehr vielfältig und von ihren Aussagen her oft gegensätzlich. Die Zeiten der Zensur sind vorbei. Die Redaktion druckt ab, was sie für aktuell und wichtig hält. In der Regel werden auf den beiden ersten Seiten jeder Nummer Themen behandelt, die für Kamtschatka von Bedeutung sind. Politische Nachrichten aus Moskau finden dort ebenfalls ihren Platz, aber dominieren nicht. Auf Seite drei gibt es Vermischtes aus aller Welt und Seite vier versammelt Nachrichten aus Sport, Kultur und Medien. Der Anzeigeteil wächst sichtlich mit den zunehmenden privaten, wirtschaftlichen Unternehmungen.

Die Stimmung, die in den Beiträgen zum Ausdruck kommt, klingt nach positivem Aufbruchgeist und Neugierde auf das, was die neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten und die sich intensivierenden Kontakte ins Ausland bringen werden. Darunter mischt sich zunehmend Sorge, wie die Versorgungslage stabil gehalten werden kann, welche Preissteigerungen zu erwarten sind und wie die sozial Schwachen in der neuen Lebensrealität zurecht kommen können. Die Lage der Bevölkerung steht insgesamt im Mittelpunkt der Berichterstattung. Dem gegenüber spielen politische Themen, beispielsweise Versammlungen von neuen Parteien, Machtkämpfe zwischen lokalen Politikgrößen oder politische Richtungsstreitigkeiten kaum eine Rolle. Fast entsteht der Eindruck, dass die Mitarbeitenden der Redaktion es meiden, sich politisch zu äußern oder zu positionieren.

Anselm Graubner erhält entsprechende Aufträge, die den sich wandelnden Alltag der Bürgerinnen und Bürgern dokumentieren sollen. In den meisten Fällen verfasst Irina Dronowa, eine Redakteurin der jüngeren Generation, die Artikel, die mit Graubners Aufnahmen illustriert



Irina Dronowa in der Redaktion der Kamtschatskaja Prawda, November 1991

werden. Eine Fotografie zeigt sie an ihrem Arbeitsplatz in der Redaktion. An der Wand hängen Plakate der Stars dieser Zeit, Zeugnisse einer zunehmend kommerziell werdenden Popkultur: zentral der Rockstar Wiktor Zoj mit seiner Gruppe »Kino«, rechts am Rand Andrej Sacharow als Lichtgestalt und Gewissen der Nation, dazwischen Arnold Schwarzenegger. An wem und an welchen Werten man sich in Zukunft ausrichten möchte, scheint unklar.

Diese Unsicherheit spricht auch aus einem Artikel, den Irina Dronowa zur Gründung einer Vereinigung von Kosaken verfasst hat.⁴ Besonders befremdlich erscheint ihr, dass ein Pope die Flagge der Kosaken weihet und die Anwesenden zur ewigen Treue gegenüber der Rechtgläubigkeit ermahnt. Im Rückblick erinnert Anselm Graubner sich an das große Erstaunen, dass das Auftauchen des zur Schau gestellten Kosakentums hervorruft. Von heute aus betrachtet, sind seine Aufnahmen der Szene interessant, weil sie deutlich machen, dass sich mit den Freiheiten der späten 1980er Jahre die verschiedensten gesellschaftlichen Bewegungen formieren. Es ist nicht nur die Stunde der Freiheit, der Menschenrechte und der demokratischen Selbstbestimmung. Zeitgleich haben ultrakonservative bis neofaschistische, stalinistische, anarchistische, antisemitische und monarchistische Gruppen Zulauf, neben der Rückbesinnung auf die Orthodoxie finden esoterische Strömungen jeglicher Couleur eine massenhafte Anhängerschaft.

Die Wiederbelebung des Kosakentums an vielen Orten der Sowjetunion gehört in diesen Zusammenhang. Auf Kamtschatka hat dies eine besondere Bedeutung, weil es auf die gewaltsame Kolonisierung der Region seit dem späten 17. Jahrhundert zurückverweist. Es mag ein Ausdruck von Identitäts- oder Sinnsuche der Beteiligten sein, gleichzeitig steht es für die Behauptung des russischen Machtanspruchs auf die Insel. Dieser scheint im Herbst 1991 gefährdet. Die sowjetischen Republiken lösen sich

vom Zentrum und in den Regionen, die zur russischen Republik gehören, gibt es ebenfalls Unabhängigkeitsbestrebungen unter den zahlreichen nationalen Minderheiten. Das betrifft auch die indigenen Bevölkerungsgruppen auf Kamtschatka, die Korjaken, Itelmenen und Ewenen, die sich organisieren und ihre Rechte verstärkt einfordern. Die russischsprachigen Menschen auf der Insel, die auf Militärbasen, zum Fischfang, in administrativen Einrichtungen, Schulen oder Fabriken vom »Mutterland« in den fernen Osten geschickt worden sind, verlieren die enge Verbindung nach Moskau. Die Gehälter reichen nicht mehr zum Leben, die Waren verschwinden aus den Läden. Angesichts der kurzen Sommer und langen, kalten Winter lässt sich der Warenmangel hier schwieriger als in anderen Gebieten der Sowjetunion durch Eigenanbau kompensieren. Die Abhängigkeit von Lieferungen vom Festland besteht zudem nicht nur bei Lebensmitteln, sondern ebenso bei Heizöl und Benzin.

Viele der Fotografien von Anselm Graubner dokumentieren die spätsowjetischen Lebens- und Arbeitsumstände dieser Region im Fernen Osten. Zu sehen sind die veralteten Maschinen in den Fabriken, die Plattenbauten vor der Kulisse der Vulkane, Ansiedlungen bestehend aus Holzbaracken, ungeteerte Straßen mit großen Pfützen. Zugleich vermitteln die Aufnahmen einen Eindruck vom sozialen Niedergang, den die halbherzigen Wirtschaftsreformen verursachen: das Schlangestehen für Milch, die nur mit



Kamtschatskaja Prawda vom 2. November 1991, S. 2

Bezugsscheinen ausgegeben wird, die ärmlichen Verkaufsstände auf einem Markt, das Warten auf Brot, die leeren Kühltheken des größten Fischgeschäfts der Insel, der Handel mit Benzin auf einem Parkplatz. Eine auf zwei Seiten abgedruckte Reportage mit vielen Fotos beschreibt unter

dem Titel »Die Barmherzigkeit ist aus der Mode gekommen« die Situation in einem Alters- und Invalidenheim.⁵ Der Autor des Textes beklagt, dass die Betriebe und Sowchosen, die früher das Heim mit Lebensmitteln und Reparaturen unterstützt hätten, sich nun nur noch um ihre eigenen Probleme kümmern. Die kleinen staatlichen Rentenzahlungen wären nicht angehoben worden, so dass die Bewohnerinnen und Bewohner des Heims nicht einmal die Mittel hätten, sich Zucker zum Tee zu kaufen. Auch der Lohn für das Pflegepersonal sei kümmerlich, die Arbeitsbelastung zugleich enorm. Zur bedauernswerten Situation der Alten und Kranken trüge außerdem bei, dass ehemalige Gefängnisinsassen und chronische Alkoholiker im Heim untergebracht würden. Schließlich ginge es aber nicht nur ums Brot allein, sondern auch um Wertschätzung und Mitmenschlichkeit. Die fotografischen Porträts, mit denen Anselm Graubner die alten Menschen selbstbewusst und würdevoll ins Bild setzt, unterstreichen die Aufforderung, gerade in schweren Zeiten die Schwachen nicht zu vergessen.

Verschiedene Artikel in der Kamtschatskaja Prawda bringen zum Ausdruck, dass Jelzin und seine Mitstreiter das Vertrauen der Bevölkerung, welches sie durch ihren Einsatz für eine demokratische Entwicklung des Landes während des Augustputsches erworben haben, schnell wieder verspielen. Im Herbst 1991 bestimmt die Frage nach einem neuen Unionsvertrag die Politik. Am 8. Dezember 1991 unterschreiben die Präsidenten der Republiken Belarus und Russlands sowie der Ukraine das Abkommen von Minsk, in dem sie die Verhandlungen für einen neuen Unionsvertrag als gescheitert erklären und stattdessen die Gründung der Gemeinschaft



Kamtschatskaja Prawda vom 11. Dezember 1991, S. 1

Unabhängiger Staaten verkünden. Die Kamtschatskaja Prawda druckt die Erklärung am 11. Dezember eher unscheinbar in der rechten, unteren Ecke der ersten Seite ab.⁶ Die Auflösung der alten Ordnung scheint sowieso schon nicht mehr aufhaltbar zu sein, da spielen überstaat-

liche Vereinbarungen keine Rolle mehr. Zentral ist dagegen ein Artikel gesetzt, in dem es um die Frage geht, ob man sein Geld lieber zur Bank tragen oder abheben soll. Keine der Varianten wird als sicher angesehen, aber in der Schlange stehen muss man in jedem Fall. Illustriert ist der Artikel mit einer Aufnahme von Anselm Graubner, welche die Mitarbeiterinnen einer Konfektfabrik bei der Auszahlung ihres Lohns zeigt. In der schwarzen Umrahmung findet sich zusätzlich die Formulierung *Smutnoe vremja*, Zeit der Wirren. Eine düstere Vorahnung, dass schwere Zeiten bevorstehen.

Wenngleich die erdrückende soziale Lage das Thema vieler Artikel bestimmt, so bemüht sich die Redaktion spürbar, zugleich positive Impulse zu setzen. Manchmal dienen Fotografien der Entlastung oder Ablenkung der Leserschaft: spielende Kinder, Katzen, Winterbilder. Immer wieder zeigen Reportagen – ganz in sowjetischer Tradition – die Bilder von stolzen, tatkräftigen Arbeiterinnen und Arbeitern an ihren Maschinen, in der Produktion oder bei der Arbeit im Hafen. Eine große Rolle spielt auch die in Gang kommende Privatisierung der Wirtschaft, die Umwandlung großer staatlicher Kombinate in Aktiengesellschaften ebenso wie die Gründung kleiner neuer Unternehmen. Vom Tenor her herrscht Aufbruchsstimmung. Die Dinge endlich selbst in die Hand nehmen, kreativ sein, an die eigenen Kräfte glauben. In diesen Kontext werden die Fotografien von Anselm Graubner gestellt, die er bei einem Besuch ganz im Norden Kamtschatkas, bei den Rentierherden macht.

»Das Rentier an den Hörnern packen« übertitelt die Redaktion den Artikel, der am 11. Januar 1992 erscheint.⁷ Die bereits erwähnte Irina Dronowa beschreibt auf leicht

exotisierende Weise darin die »Rentierleute«, die gemeinsam mit ihren Tieren nomadisieren und nur im größten Notfall eines für die eigenen Bedürfnisse schlachten würden. Mittlerweile kümmere sich niemand mehr um die Rechte der kleinen Völker Sibiriens und deshalb hätten sich nun auch die Hirten der Rentiere privatwirtschaftlich organisiert. Allerdings sei ein Vertrag über ein Tauschgeschäft mit der Fischereikooperative nicht zustande gekommen, so dass die Nahrungsvorräte knapp seien und das Fleisch der Rentiere im Frühjahr zu freien Preisen auf den Markt käme.

Die Sowjetunion wird offiziell zum 31. Dezember 1991 für aufgelöst erklärt. In die Rechte und Pflichten tritt die Russische Föderation als Nachfolgestaat ein. Für die Menschen auf Kamtschatka mögen diese rechtlichen Grundlagen abstrakt sein. Unmittelbar im Alltag spürbar wird jedoch die Freigabe der Preise, die Jelzin zum 1. Januar 1992 per Erlass anordnet. Sofort schnellen die Preise für Lebensmittel, Transport und Heizung in die Höhe. Die folgenden Jahre werden für einen Großteil der Bevölkerung existentiell bedrohlich sein. Mit dem Verlust jeglicher Sicherheiten verbindet sich die Enttäuschung über die demokratischen Reformen, die nicht die erhofften Ergebnisse bringen. Heute wird diese Erfahrung von der russischen Regierung gezielt genutzt, um sich kontrastierend dazu als Garant für Sicherheit darzustellen. Die brutale Unterdrückung jeglicher Form der Opposition wird damit legitimiert, dass eine erneute Zeit der Wirren um jeden Preis abgewehrt werden müsse. ●

- 1 Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des ERC-Projekts „Perestroika from Below“ am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschungen unter Leitung von Juliane Fürst verfolgen das Ziel, die Perspektiven auf die Zeit der Perestroika entsprechend mit einem Focus auf Peripherien, bisher marginalisierte Gruppen und wenig erforschte Themen zu erweitern. Zum Stand der Forschung vgl. Corinna Kuhr-Korolev, *Perestroika und das Ende der Sowjetunion. Ein kontroverser Blick zurück*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 09.02.2021 http://docupedia.de/zg/Kuhr-Korolev_perestroika_v1_de_2021 (31.10.2025). Weitere Überblicksdarstellungen: Archie Brown, *Seven Years that Changed the World. Perestroika in Perspective*, Oxford 2007; Manfred Hellmann/Stefan Plaggenborg (Hrsg.), *Handbuch der Geschichte Russlands*, 6 Bd.; Stephen Kotkin, *Armageddon Averted. The Soviet Collapse, 1970-2000*, Oxford 2008; Jurij A. Levada (Hrsg.), *Die Sowjetmenschen 1989-1991. Soziogramm eines Zerfalls*, Berlin, 1992; Serhij Plochij, *The Last Empire. The Final Days of the Soviet Union*, London 2016; Alexei Yurchak, *Everything Was Forever, Until It Was No More. The Last Soviet Generation*, Princeton 2006.
- 2 Die Archive der Russischen Föderation sind geöffnet und Materialien zur sowjetischen Periode zugänglich. Die wenigsten der westlichen Forscherinnen und Forscher entscheiden sich jedoch, dort zu arbeiten. Das liegt an der grundsätzlichen Ablehnung der gegenwärtigen russischen Politik, dem Umstand, dass offiziell alle wissenschaftlichen Kontakte zu Russland auf Eis gelegt sind und daran, dass geisteswissenschaftliche Dachverbände und Organisationen, die dem Studium Osteuropas verbunden sind, vom Russischen Staat als unerwünschte Organisationen, ausländische Agenten, sogar als separatistische und terroristische Vereinigungen gebrandmarkt wurden.
- 3 Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Themen Fotografie und späte Sowjetunion fehlt in jeglicher Hinsicht. Weder existieren Studien zu den „Agenten der Bilder“ auf

sowjetischer und auf ausländischer Seite, noch gibt es Untersuchungen zur medialen Wirkung von Bildern während der Perestroika oder zu ihrer Bedeutung für die Erinnerung an diese Zeit. Im Gegensatz zu Literatur, Theater oder Film wurde die Fotografie auch aus Sicht der Kunstgeschichte wenig bearbeitet.

- 4 Kamtschatskaja Prawda vom 5. November 1991, S. 1.
- 5 Kamtschatskaja Prawda vom 2. November 1991, S. 1 – 2.
- 6 Kamtschatskaja Prawda vom 11. Dezember 1991, S. 1.
- 7 Kamtschatskaja Prawda vom 11. Januar 1992, S. 1.

Corinna Kuhr-Korolev ist promovierte Osteuropahistorikerin und arbeitet seit 2019 am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Ab 1989 führten sie mehrmonatige Forschungsreisen in die Sowjetunion und nach Russland, zwischen 2000 und 2009 lebte sie in Moskau.

*Die Landschaft:
Schön und einsam*



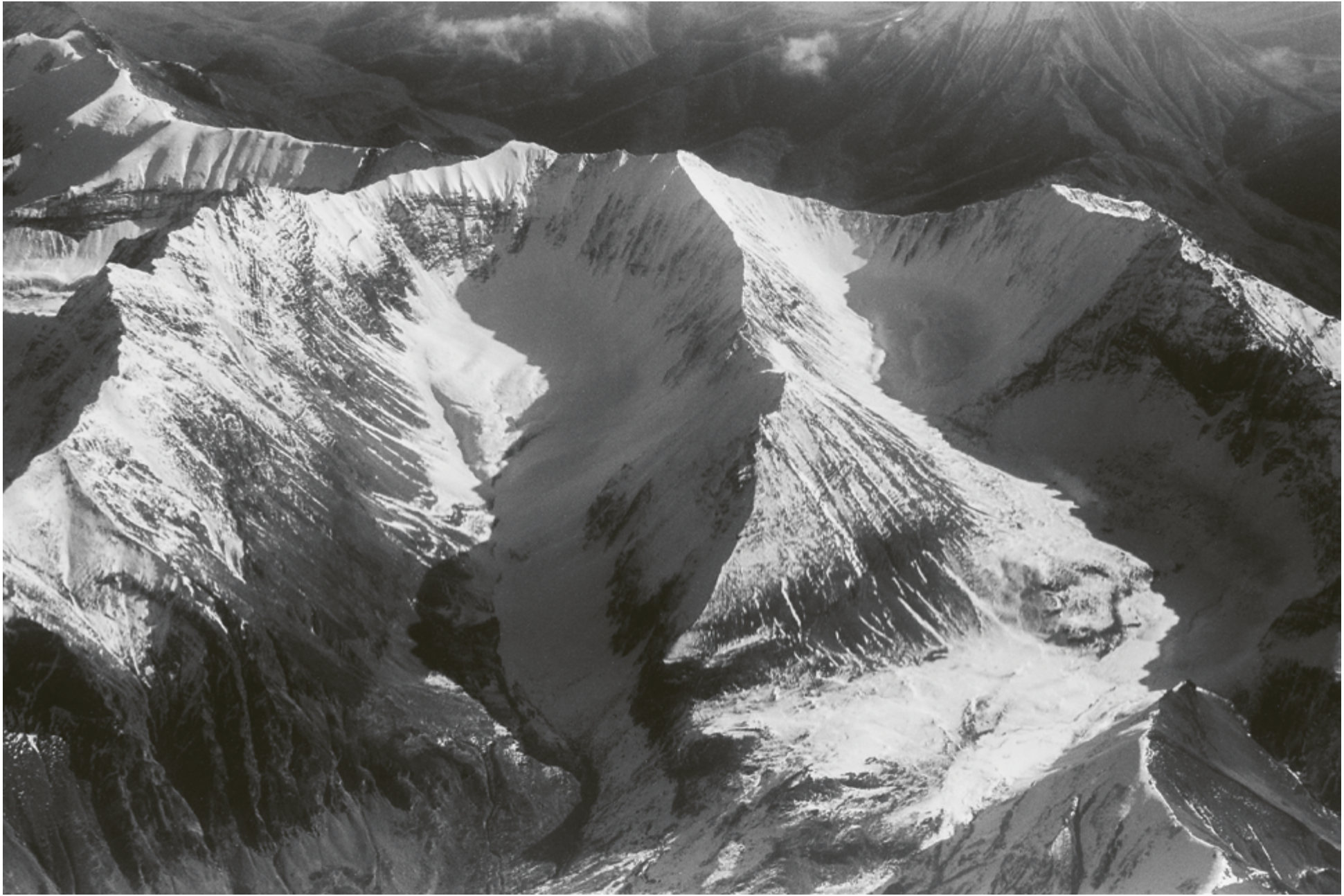
Am Wywenka-Fluss in der Nähe von Chailino, Anfang Oktober 1991



In der Nähe des Mutnowski-Vulkans, 4.10.1991



Blick zum Kronotski-Vulkan (3 482 m) von Westen, Oktober 1991



Auf dem Weg zum Tal der Geysire, Berge nördlich von Milkowo, Oktober 1991



Kronotski-Vulkan, 18.10.1991



links oben:
Karymskoje-See, nördlich von Petropawlowsk, 18.10.1991



unten:
Paratunka-Fluss mit Blick auf den Wiljutschik-Vulkan, 27.10.1991



*groß und linke Seite rechts oben:
Tal der Geysire, 18.10.1991*



Tal der Schupanowa, nördlich von Petropawlowsk, 18.10.1991



Flug über das Delta des Awatscha-Flusses, 4.10.1991



Per Hubschrauber auf Wolfsjagd der Nähe von Chailino, 24.12.1991



Eine kurze Einführung aus ethnologischer Sicht

Die Halbinsel Kamtschatka im Fernen Osten Russlands ist eine der geologisch aktivsten Regionen der Erde. Geprägt von zahlreichen Vulkanen, steilen Gebirgszügen und weiten Küstenlandschaften stellt sie einen außergewöhnlichen Lebensraum dar – und zugleich eine historische Schnittstelle zwischen indigenen Kulturen und kolonialer Expansion.

Die indigene Bevölkerung Kamtschatkas besteht überwiegend aus Itelmenen und Korjaken sowie aus Evenen, die Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem Norden zugewandert waren. Bis heute leben viele von ihnen in abgelegenen Regionen und bewahren überlieferte Lebensweisen, die eng mit der Natur verbunden sind. Jagd auf Land- und Meeressäuger, Fischfang, Pelztierfang und Rentierhaltung prägen das alltägliche Leben ebenso wie überliefertes Wissen zur nachhaltigen Nutzung der natürlichen Ressourcen. Eng damit verbunden sind Vorstellungen eines harmonischen Miteinanders mit der Natur. Diese Weltbilder finden Ausdruck in jahreszeitlichen Versöhnungsfesten und entsprechenden Ritualen. Dem steht die bis heute verbreitete Sichtweise vieler Zugezogener gegenüber, denen die Natur als eine zu »besiegende« Kraft erscheint – ein Erbe der sowjetischen Ideologie des 20. Jahrhunderts.

Seit dem 19. Jahrhundert erfolgte die landwirtschaftliche Erschließung des fruchtbaren Tals entlang des Flusses Kamtschatka im Landesinnern. Während der Sowjetzeit setzte dann eine Phase intensiver Industrialisierung ein, vor allem im Raum der heutigen Hauptstadt Petropavlovsk-Kamtschatskij. Seither prägen auch Menschen aus anderen Teilen Russlands und der Ukraine das alltägliche Leben dieser Region. Doch trotz äußerer Einflüsse konnten die Itelmenen, Korjaken und Evenen ihre Sprachen und einen Großteil ihres kulturellen Erbes bewahren. Von ihrem indigenen Wissen und ihren Einstellungen erfahren wir in kurzen Dokumentarfilmen, die auf

den Webseiten der Kulturstiftung Sibirien zu finden sind.¹ In diesen kommentieren sie ihr heutiges Leben – mit Übersetzungen – aus eigener Sicht.

Bereits im 18. Jahrhundert, mit der Ankunft der Kosaken und Russen und dem Beginn der Eroberung Kamtschatkas, trafen unterschiedliche Weltbilder und wirtschaftliche Interessen aufeinander.² Die Folgen waren gravierend: bewaffnete Auseinandersetzungen und sonstige Übergriffe sowie ein drastischer Bevölkerungsrückgang bei den Itelmenen – auch durch eingeschleppte Krankheiten. Parallel zu dieser gewaltsamen Expansion des Russischen Imperiums kam es zu zahlreichen wissenschaftlichen Expeditionen, nicht zuletzt, um den Anschein einer »zivilisierenden« Erschließung zu wahren. Viele der entsandten Forscher stammten aus Deutschland oder dem Baltikum. Einige passten sich den lokalen Machtverhältnissen an, andere wiederum begegneten den indigenen Völkern mit bemerkenswerter Empathie – und gerieten dadurch mit der zaristischen Staatsmacht in Konflikt. Ihre Berichte dokumentieren eindrucksvoll das Leben der indigenen Bevölkerung Kamtschatkas im 19. Jahrhundert und bieten bis heute wertvolle Einblicke in eine oft übersehene Kulturgeschichte am Rande Europas.³

Zu den Forschern des 18. Jahrhunderts, die der indigenen Bevölkerung Kamtschatkas mit Einfühlungsvermögen und Respekt begegneten, zählte insbesondere Georg Wilhelm Steller (1709 – 1746).⁴ Der deutsche Naturforscher und Theologe war nicht nur akademisch vielseitig gebildet, sondern wurde auch durch den damaligen Pietismus und seine Tätigkeit an dem humanitären Waisenhaus-Projekt der Franckeschen Stiftungen in Halle entscheidend geprägt. Dort hatte er zunächst unterrichtet, bevor er sich als junger Wissenschaftler der von Vitus Bering geleiteten Großen Nordischen Expedition (1733 – 1743) anschloss.

Erich Kasten

Die wissenschaftliche Gesamtleitung dieser Expedition lag in den Händen der deutschen Gelehrten Gerhard Friedrich Müller und Johann Georg Gmelin, beide tätig an der neu gegründeten Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. 1740 erreichte Steller mit dem Schiff *Nadežda* die Siedlung Bolšereck an der Westküste Kamtschatkas. Dort wurde er nicht nur zum Beobachter der Natur, sondern auch der kolonialen Realität: Als einer der Ersten dokumentierte er das oft brutale Vorgehen der russischen Eroberer gegen die indigene Bevölkerung. Steller scheute sich nicht, dieses offen zu kritisieren und wandte sich mit Vorwürfen an die lokalen Machthaber. Dieses Engagement brachte ihm den Vorwurf des Landesverrats ein. Auf dem Rückweg nach St. Petersburg wurde er zeitweise inhaftiert und kam unter bis heute ungeklärten Umständen ums Leben, ohne seine Beobachtungen und kritischen Berichte persönlich vor dem Zarenhof oder in wissenschaftlichen Kreisen präsentieren zu können.

Mit seiner posthum veröffentlichten »Beschreibung von dem Lande Kamtschatka«⁵ hinterließ er jedoch das bis heute umfassendste ethnografische Werk über die Itelmenen. Besonders bemerkenswert ist dabei seine Methode: Steller versuchte – für die damalige Zeit äußerst ungewöhnlich – in der Lebenswelt der Einheimischen aufzugehen. Er bewegte sich wie sie mit dem Hundeschlitten fort, ernährte sich nach ihren Gepflogenheiten und entwickelte so eine frühe Form der »teilnehmenden Beobachtung«, die später zum ethnologischen Standard werden sollte.

In der offiziellen russischen Geschichtsschreibung geriet Steller jedoch zunehmend in den Hintergrund – nicht zuletzt aufgrund seiner kritischen Haltung gegenüber dem kolonialen Vorgehen. Stattdessen wurde der russische Forscher Stepan Petrovič Krašeninnikov (1711 – 1755) hervorgehoben, der zeitgleich mit Steller bei den

Itelmenen forschte und viele seiner Erkenntnisse in das eigene Werk »Opisanie zemli Kamčatki«⁶ übernahm. Krašeninnikov vermied jegliche Kritik an den Missständen vor Ort, konnte eine wissenschaftliche Karriere in St. Petersburg verfolgen – und wurde schließlich zur symbolträchtigen Figur eines staatlich erwünschten Narrativs: jenes vom angeblich friedlichen Anschluss Kamtschatkas an das Russische Reich. Dieses Bild wird bis heute in offiziellen Festveranstaltungen im Namen von S. P. Krašeninnikov auf Kamtschatka zelebriert, während Steller – als unbequemer Kritiker – lange Zeit nahezu vergessen war.⁷

Ein kurzes Zeitfenster seiner Wiederentdeckung tat sich jedoch in den späten 1980er/1990er Jahren auf: Im Zuge wachsender Selbstbestimmungsbestrebungen begannen insbesondere die Itelmenen, Steller als »ihren« Geschichtsschreiber zu begreifen. Denn er hatte bereits im 18. Jahrhundert die gewaltsame Unterwerfung ihres Volkes dokumentiert.⁸ Die damalige Aufbruchsstimmung hielt in Kamtschatka noch einige Jahre an,⁹ bevor sie durch zunehmend kontrollierte Medien und politische Einflussnahme in andere Bahnen gelenkt wurde. ●

1 <https://dh-north.org/de>, <https://ek-north.org/de>, <https://mu-north.org> (1.11.2025).

2 Vgl. Michael North, *From the Baltic to the Pacific. Trade, Shipping and Exploration on the Shores of the Russian Empire*, in: Tessa Hauswedell u.a. (Hrsg.), *Re-Mapping Centre and Periphery: Asymmetrical Encounters in European and Global Contexts* UCL Press 2019, S. 63–76.

3 Erich Kasten (Hrsg.), *Reisen an den Rand des Russischen Reiches: Die wissenschaftliche Erschließung der nordpazifischen Küstengebiete im 18. und 19. Jahrhundert*, Fürstenberg/Havel 2013. Siehe auch: <https://dh-north.org/verlag/bibliotheca-kamtschatica/de>, (1.11.2025).

4 Erich Kasten, *Georg Wilhelm Steller: Scientist Humanist and Most Significant Ethnographer for the Itelmens of Kamchatka*, in: J. Borm / J. Kodzik (eds.), *Writing the Arctic. German Representations of the Far North in the 18th and 19th Century*, Cambridge Scholar Publishing 2020, S. 202–221.

5 <https://dh-north.org/publikationen/beschreibung-von-dem-lande-kamtschatka/de>, (1.11.2025).

6 Stepan Petrovič Krašeninnikov, *Opisanie zemli Kamčatki*, St. Petersburg 1755 (Neuaufgabe: Moskau 1994). Online zugänglich unter <https://www.loc.gov/item/2018694160/>, (2.11.2025).

7 Vgl. Orcutt Frost, *Georg Steller and Stepan Krasheninnikov: Pioneer Scholars on the North Pacific Rim*, in: *The Pacific Northwest Quarterly* 95 (2004), H. 2, S. 59–69.

8 Im Jahr 1996 organisierte Erich Kasten die Reise einer itelmenischen Delegation nach Deutschland zur Teilnahme an der Ausstellung »Die Große Nordische Expedition: Georg Wilhelm Steller (1709–1746) – Ein Lutheraner erforscht Sibirien und Alaska«. Begleitend dazu fanden Diskussionsveranstaltungen an der Freien Universität Berlin statt, ebenso wie eine Tournee des itelmenischen Tanzensembles *El'vel'* durch mehrere deutsche Städte vgl. <https://dh-north.org/dossiers/gastspielreise-des-ensembles-el-vel/de>, (1.11.2025).

9 Vgl. David Koester, *Global Movements and Local Historical Events: Itelmens of Kamchatka Appeal to the United Nations*, in: *American Ethnologist* 32 (2005), H. 4, S. 642–59.

Erich Kasten ist promovierter Ethnologe, der zu indigenen Völkern Nordamerikas und Sibiriens arbeitet und seit den 1990er Jahren regelmäßig Feldforschungen vor allem auf Kamtschatka durchführte. Er ist Gründer und Leiter der Kulturstiftung Sibirien in Fürstenberg/Havel, die sich um den Erhalt indigenen Wissens und die Förderung der kulturellen Vielfalt der Völker des Nordens bemüht.

*Stadtansichten
und Straßenszenen
in Petropawlowsk
im Herbst 1991*





















Awatschinski-Vulkan (2 741 m), 20 km nördlich von Petropawlowsk (mit Rauchschleier eines Diesel-Heizkraftwerkes)





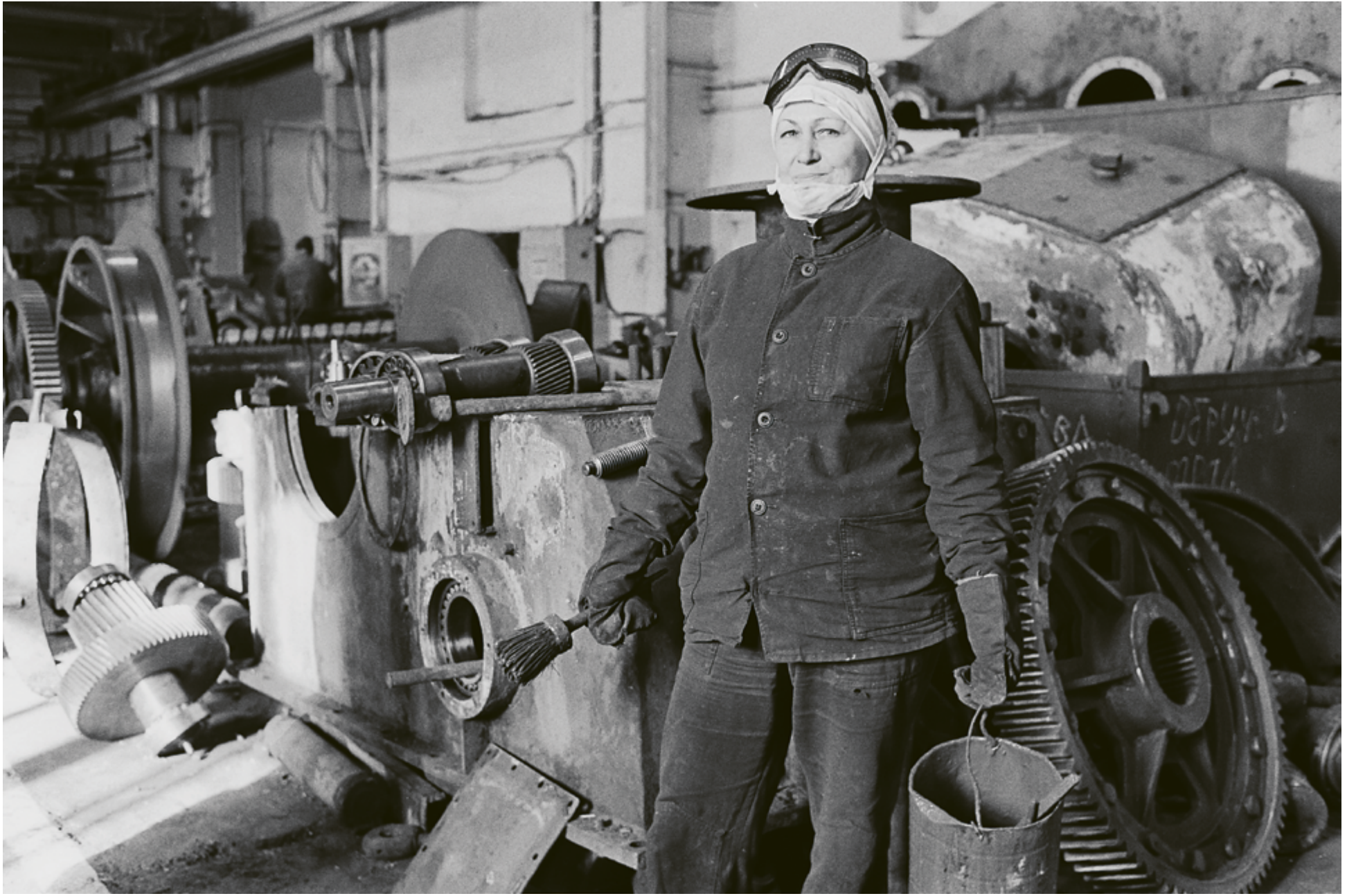






*Petropawlowsker
Schiffs- und Reparaturwerft
Oktober 1991*







ВАХТЕННАЯ
СЛУЖБА СМРТ
ВОСХОД 1091
В/ШТУРМАН [Имя]
В/МАТРОСЫ
08-20 5/00
20-08
В/МЕХАНИК МАТВИАН
В/ИСТОРИСТЫ АПОСТУС
ПОЖАРНАЯ ВАХТА:
[Имя] [Имя]
[Имя] КОБАНОВ







Stellerscher Seelöwe im Hafen von Petropawlowsk, Oktober 1991



Frauen in der Fabrik



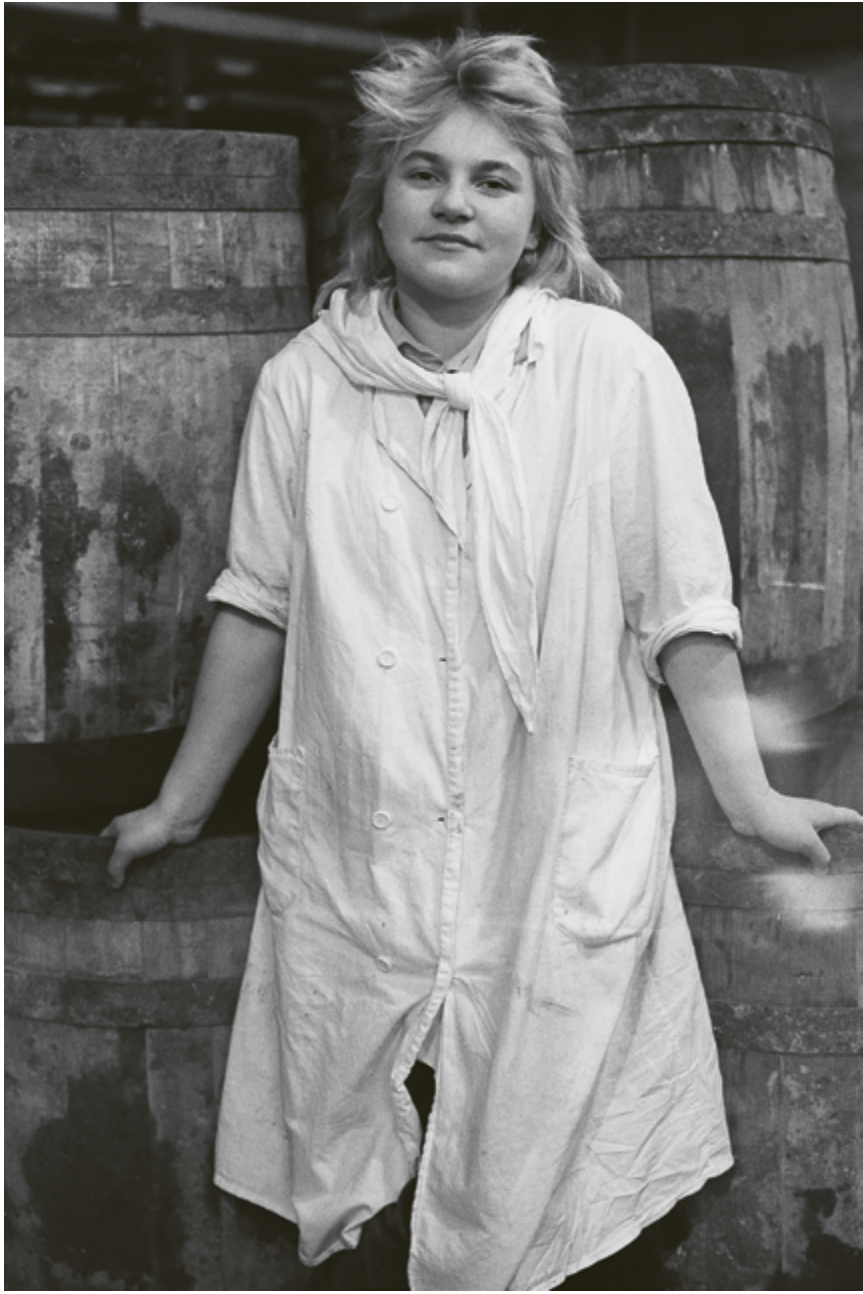
In der Fischfabrik von Petropawlowsk, Dezember 1991 (bis Seite 61)























In der Konfektfabrik von Petropawlowsk, November 1991 (bis Seite 71)



Lohnauszahlung an der Werkskasse

















*Im Altersheim von Elisowo
Ende Oktober 1991*















Bilder, die den Blick weiten...

Oktober 1989 – meine Heimat Oberfranken grenzte noch an zwei Staaten des Ostblocks – stand ich im Foyer der Fachhochschule Dortmund vor den Seminarangeboten für Erstsemester im Fach Fotodesign. Tags zuvor war ich noch Lehrling in einem Nürnberger Fotostudio. Ein Nachrückbescheid der ZVS brachte mich überglücklich, aber unvorbereitet ins Ruhrgebiet. Eine Stimme hinter mir sagte: »Da musst du hingehen!« und der Finger zur Stimme zeigte auf den Aushang von Prof. Ulrich Mack, unserem späteren Lehrer, einem ehemaligen Bildjournalisten für Twen, Quick und später den Stern. Die Stimme gehörte zu Anselm und wir studierten zusammen vier Semester. Wir durchliefen eine strenge, aber fundierte Ausbildung im Bildjournalismus. Prof. Ulrich Mack, der nur Mack genannt werden wollte, forderte viel und hatte seine Lehrsätze, die uns bis heute verfolgen. Sie waren schlicht und gnadenlos, oft genau richtig, manchmal auch seltsam. »Ausreden kann man nicht drucken!« hörten wir, wenn wir unser eigenes Unvermögen oder bloße Faulheit mit Ausreden entschuldigen wollten. »Eine blinde Sau findet auch mal eine Eichel!«, wenn wir auf kleine Erfolge zu stolz waren.

Kurz nach Studienbeginn fiel die Mauer. Für Mack wollten wir beide das zwischen Franken und Thüringen geteilte Dorf Mödlareuth fotografieren. Aber der Alte ließ uns nicht, da wir die Kleinen waren; zu unerfahren. Im Frühjahr 1990 sind wir, ohne ihn zu fragen nach Rumänien gefahren, um ein Dorf nach der Revolution zu portraituren und landeten in einem Kinderheim in Uricani. Mit der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM e.V.), einer Frankfurter Hilfsorganisation, fuhren wir im Januar 1991 einen LKW im Konvoi über Kiew bis nach Charkow (so nannten wir die beiden Städte, ohne zu wissen, dass damals schon diese, von Moskau bestimmte Schreibweise, bei der ukrainisch sprechenden Bevölkerung unbeliebt war. Heute, in der

unabhängigen Ukraine, heißen Sie Kyjiw und Charkiw). Auf der Ladefläche waren Lebensmittel, Salz und Diät-drinks für ein Kinderheim und ein Krankenhaus. Viel Raum fürs Fotografieren war nicht, aber wir verkauften unsere ersten Bilder an den Independent, den Guardian und den Spiegel. Im Frühsommer 1991 wollten wir mit einer Transall-Maschine der Luftwaffe zusammen mit dem Roten Kreuz ein Flüchtlingscamp im Osten der Türkei besuchen; Folge des Irak-Kuwait-Krieges. Als wir Mack über unsere Reisepläne informierten, machte er uns die Hölle heiß. Er, der ehemalige Kriegsberichterstatter, wollte nicht in Verdacht geraten, seine Studenten an die Front zu schicken. Aus dem Flug nach Anatolien wurde nichts, da die Amerikaner wenige Tage vor unserem Abflug das Camp geräumt hatten.

Die aufgezählten Reisen, die ich mit Anselm zusammen machte, kamen alle auf seine Initiative zustande. Er konnte organisieren, kannte Menschen in der »Zone« und war spontan. Wir wohnten zusammen und teilten uns eine Dunkelkammer. Wir liebten die Reportagen von Magnum und stellten unseren Küchentisch voll mit Nikon-Objektiven und -Kameras, wie andere mit Bier und Schnaps.

Im September 1991 fuhr er nach Kamtschatka, während seine Freundin und ich den Umzug in die neue Wohnung organisierten. Im Sommer danach fuhren wir zur Sommerakademie nahe Amiens. Seit vielen Jahren lud Mack neben seinen Studenten dorthin wichtige Menschen aus der Welt der Fotografie ein, um uns einen Ausblick zu bieten, einen Vorhang zu öffnen in eine Welt, von der wir träumten, aber keine Ahnung hatten. Wir saßen an großen Tischen im Garten und im Kreuzgang der altherwürdigen Abbaye du Gard in der Picardie und durften staunen, was ein René Burri zu unseren Bildern sagte und wie er mit Zigarre posen konnte. Pierre Gassman, der Gründer des ersten europäischen Foto-Fachlabors,

Bernd Hartung

Picto Paris, erzählte uns, dass erst in seinen Händen zahlreiche unterbelichtete Negative unseres großen Vorbilds Henri Cartier-Bresson zu den Bildern wurden, die wir bewunderten. Gassmann verdeutlichte uns aber auch anhand des Nachlasses von Martin Munkácsi die kommerziellen Nöte eines Fotografen der 1920er Jahre in Berlin. Und da war noch ein Herr von Agfa, dessen Namen ich vergessen habe. Aber ich erinnere mich, wie er, nachdem er Anselms Kamtschatka-Fotos sah, davon sprach, dass er nach all den Revolutionen keine Bilder mit Fahnen mehr sehen könne. Sie würden sich doch alle gleichen. Das saß! Damit musste man erst einmal umgehen können. Von unserem Professor waren wir es gewohnt, harte Kritik zu bekommen. Das Affirmative in der Lehre kannte man damals noch nicht so gut. Aber in diesem Satz mit den Fahnen schwang auch eine Aggression mit, über deren Ursprung ich nur mutmaßen kann. Ich saß damals Anselm gegenüber und sah, dass diese Situation nicht einfach für ihn war. Heute glaube ich, dass der Satz wohl eine letzte Bestätigung des Unbehagens war, das sich seit seiner Rückkehr aus Kamtschatka breit gemacht hatte. Anselm beendete nach diesem Sommer sein Studium in Dortmund.

Der Satz mit den Fahnen blieb. Ich ahnte, dass da etwas Wahres war, dass das einfache Hingehen an Orte, um dort zu fotografieren, das Dokumentarische an sich, nicht reichte, um in der journalistischen Fotografie zu bestehen. Die Wiederholung brachte ein Ermüden. Die Bilder mit Fahnen kannte man nun. Die Abendnachrichten und die damals noch auflagenstarken Magazine und Zeitungen waren voll davon. Auch Anselm hatte ein paar Fahnen auf seinen Bildern, das reichte anscheinend, um diesen Reflex beim Betrachter auszulösen.

Neben den Fahnen blieb mir das Unmenschliche im Gedächtnis, das in diesen Tagen ans Licht kam. Cighid, das Heim in Rumänien, in dem man verwahrloste, vernachlässigte Kinder fand, die nicht dem Ideal Ceausescus

entsprachen. Als wir in Hunedoara beim Roten Kreuz nach Themen fragten, schämten wir uns, als unser Gesprächspartner uns ins Gesicht sagte: «Ihr sucht so etwas wie Cighid!«. Wir lernten anscheinend schnell, dass die Sensation das Interesse nährt und damit unser Auskommen als Fotografen sichert. Wir merkten auch, dass das eigene Interesse, die natürliche Neugierde, das Bedürfnis, aufzeigen zu wollen, die Lust an der Sensation mit sich führt. Eine Verbindung, die man – arbeitet man mit den großen Medien zusammen – nie ganz abschütteln kann. Und an manchen Tagen auch nicht abschütteln will. Dafür sind wir Menschen im Guten wie im Schlechten.

Anselm kam ohne Sensation aus Kamtschatka zurück. Wir sehen Menschen an Bushaltestellen, Frauen in Fabriken, junge Leute, die zu Weihnachten eine Party feiern. Rekruten auf Ämtern und eine Frau, die mit leerem Blick auf leere Brotregale schaut. Auf einer Anhöhe über dem Hafen posiert ein Hochzeitspaar und Männer mit eisigen Bärten fangen Rentiere aus riesigen Herden. Hinter jedem dieser Bilder steht eine Geschichte, sonst wäre es kein Bild für eine Zeitung. Ich lerne erst jetzt, 34 Jahre danach, dass es in der späten Sowjetunion Lebensmittelmarken gab; dass das Grundnahrungsmittel Kohl in Ermanglung von Handelsketten den Leuten vor die Füße gekippt wurde; dass Zwiebeln jedoch mit dem Helikopter geliefert wurden, weil es in manche Gegenden keine Straßen gab; dass in der Tundra Wasser im Haus keine Selbstverständlichkeit war und im Winter aus einem ins Eis gehauenen Loch aus dem Fluss geschöpft werden musste.

Dokumentarische Fotografie ist ein Oberbegriff für alle fotografischen Richtungen, die die Realität ohne Eingriffe abbilden. Dabei ist der Begriff des Eingreifens jedoch fließend.

Meist jedoch wird mit einer Intention fotografiert. Menschen werden portraitiert, weil sie wichtig sind, Veranstaltungen, weil man darüber berichtet oder sich, gerade

im privaten, daran erinnern möchte, und Produkte, weil man sie verkaufen will. Reportagen wurden auch immer gemacht, um die Auflage zu steigern. Der Zweck leitet oft die fotografische Aufmerksamkeit auf Wesentliches. Das Beiwerk, das Zufällige, wird gerne ausgeblendet, abgeschnitten, heute auch gerne wegretuschiert.

Fotografie ist aber immer dann dokumentarisch, wenn ihr Zweck darin besteht, die Dinge an sich aufzuzeigen, ohne den Betrachter von etwas anderem als der schieren Gegenwart der Dinge selbst zu überzeugen.

Anselm bat mich, ihm bei der Auswahl der Bilder für dieses Buch zu helfen. An viele Fotos kann ich mich von damals noch gut erinnern. Andere lerne ich erst jetzt wieder kennen. Er war dort, um für die Kamtschatskaja Prawda zu arbeiten; er musste als junger Fremder, noch dazu aus Deutschland, beweisen, dass er etwas kann, das ihnen auch gefiel, das man drucken konnte; das muss mitgedacht werden. Er kam aber auch als junger Mensch, der mehr von Neugierde als von vorgefasster Meinung geleitet wurde. Diese Bilder, die den Blick weiten, haben wir versucht zu integrieren.

Ich bin glücklich über diese Bilder, die mich in Ruhe lassen und deshalb in Ruhe schauen lassen... Ich kann mir ein Bild machen. ●

Bernd Hartung studierte von 1989 bis 1996 Foto-Film-Design in Dortmund und lebt und arbeitet seitdem als Fotograf in Berlin und Frankfurt (berndhartung.de).

Demonstration zum Jahrestag der Oktoberrevolution in Petropawlowsk Leninplatz, 7.11.1991

In den Jahren der Perestroika setzte eine intensive Debatte über die sowjetische Geschichte ein. Die Gesellschaft spaltete sich in diejenigen, die weiterhin an die »Sache Lenins« glaubten und diejenigen, die den sozialistischen Gesellschaftsentwurf für gescheitert hielten und die im Namen des Kommunismus verübten Verbrechen in den Vordergrund rückten. Den Jahrestag der Oktoberrevolution, vormals einer der wichtigsten Feiertage in der Sowjetunion, feierten entsprechend ab 1991 nur noch die Anhänger der kommunistischen Partei.

Die Demonstrierenden, die auf den Fotografien zu sehen sind, bringen auf ihren Plakaten das Bekenntnis zum Kommunismus zum Ausdruck und formulieren Forderungen nach sozialer Sicherheit. In den populistischen Losungen sind aber auch russisch-nationalistische Untertöne spürbar, die auf ein im Stalinismus verwurzelt Denkweisen verweisen.

Übersetzungen der Plakate in ihrer Reihenfolge:

»Hände weg von Lenin und dem Sozialismus! (auf dem Banner ist nur das Wort »Lenin« zu sehen); »Weg mit dem Politikergesocks, das unsere Heimat verhökert!«; »Nein zur Verarmung der Werktätigen, zu Teuerung und Arbeitslosigkeit«; »Verteilung der Waren unter Kontrolle der Arbeiter!«; »Glückwunsch zum Feiertag, liebe Genossen!« (zu sehen ist nur »liebe«); »Wir werden die Räte der Werktätigen verteidigen«; »Nein zum physischen und moralischen Genozid an den russländischen Völkern«; »Schande, die Akademiker in Arbeitslosigkeit und Armut zu schicken!«.















*Weder Brot noch Benzin
in Petropawlowsk
Mitte November 1991*









Milchverkauf auf der Straße, Petropawlowsk, Ende Oktober 1991



Verkauf von Kohl auf dem Markt in Petropawlowsk, Mitte November 1991







oben:

Schaltersturm auf eine Filiale der Sberbank, der größten Bank der Sowjetunion, Petropawlowsk, 19.12.1991

links:

Zigarettenverkauf auf dem Markt, November 1991



Kein Fisch mehr im Ozean, dem größten Fischgeschäft von Petropawlowsk, 8.1.1992



*Segnung des neu gegründeten Kosakenverbandes
durch einen Geistlichen der Russisch-Orthodoxen Kirche*



Militärische Aufnahme-rituale





Letzte Musterung für die Sowjetische Armee



Soldaten der Armee in der Kaserne in Petropawlowsk, Januar 1992

Der ferne Osten Russlands

Kamtschatka – wilde Weite, exotische Natur, heiße Quellen und Vulkane. Grenzgebiet wird es genannt, denn auf der anderen Seite des Pazifiks liegt Amerika, im Südwesten liegen Japan und Fernost.

*aus taz, die tageszeitung
11.04.1992
Anselm Graubner*

Kalt ist es. Bitterkalt. Alle Versuche, die ewig frierenden Füße mit Dauerläufen anzuregen, bringen kaum Erfolg, und daß die Hände irgendwann mal wieder warm werden, ist kaum vorstellbar. Gestern waren es 36 Grad, heute sind es bereits 40 Grad unter Null. Nur Kolja, der Rentierhirte, schwitzt trotzdem, er hat gerade zwei der Rentiere eingefangen, die in der tiefverschneiten Tundra mit Hilfe ihrer Hufe nach Mosen und Flechten suchen. Der feine, kaum sichtbare Flaum in seinem Gesicht ist zu einem weißen Fell aus Eiskristallen geworden. Immer wieder ißt er eine Hand voll Schnee, denn die Arbeit und die trockene Luft machen schnell durstig. Doch nun sind die Rentiere vor den Schlitten gespannt und traben in aller Ruhe vor uns her. Wir fahren zwei Stunden den Vivenka flußabwärts. Der Fluß mit seinen vielen Windungen ist auch im Winter die Lebensader der Tundra.

Die Landschaft verändert sich kaum. Sie ist flach und im Sommer sumpfig, bewachsen mit Gras, knorrigem Weidengebüsch und niedrigen Steinbirken. In weiter Ferne, im Süden, zieht sich die Bergkette entlang, die die Tundra von der Küste trennt, dort ist die Beringsee, die zum Stillen Ozean gehört. Endlich hat es die Sonne geschafft, ein wenig über den Gipfeln hervorzugucken, immerhin ist es bald Mittag. Doch hier oben im Norden sind die Nächte 18 Stunden lang, erst gegen neun Uhr beginnt die Morgendämmerung.

Kamtschatka, die Halbinsel im fernen Osten Russlands, ist wilde Weite, exotische Natur mit heißen Quellen und Vulkanen. Etwa 160 sollen es sein, davon fast 30 noch aktiv, so steht es im Lexikon. Noch vor gut einem Jahr war Kamtschatka – so groß wie Gesamtdeutschland bei einer Einwohnerzahl wie Hannover – für Besucher gänzlich geschlossen; auch für Russen, wenn sie nicht Verwandte ersten Grades oder einen speziellen Dienstauftrag hatten. Grenzgebiet wird es genannt, denn auf der anderen Seite des Pazifiks liegt Amerika, im Südwesten

liegen Japan und Fernost. Auch nach dem Putsch blieb vieles beim Alten, nur mit List können Ausländer einreisen, und die Verlängerung des Visums – in Moskau eine Routineangelegenheit – dauerte hier gut vier Wochen.

Hier ist eben nicht Moskau, sagt der Milizionär in seinem Büro, der mal wieder ein Protokoll aufgenommen hat und mich am liebsten gleich nach Hause schicken würde. Doch hat dieses Apparatschik-Biotop, das sich in den Jahrzehnten der Abgeschiedenheit entwickeln konnte, auch sein Gutes, behaupten viele. Denn das jetzige Chaos der Großstädte im Westen des Reiches kommt zumindest in einigen Bereichen verspätet nach Kamtschatka. Die Krankenhäuser funktionieren, die Lehrer haben nur im November mal kurz gestreikt, und Bettler sieht man kaum. Doch auch hier werden die Lebensverhältnisse von Tag zu Tag schwieriger. Die Versorgung mit Nahrung ist bereits ähnlich desolat wie in Moskau, daran kann auch das System mit den Lebensmittelmarken kaum etwas ändern. Das Thema Essen beherrscht denn auch alle Gespräche, gleich gefolgt vom Thema Geld. Dabei sind es nicht allein die Preise, die so deprimierend schnell steigen und seit Anfang Januar drei Viertel der Bevölkerung quasi über Nacht in die Armut getrieben haben. Die neueste Version des Defizits: In den Banken und den Auszahlungsstellen der Unternehmen gibt es kein Bargeld mehr. Trotz gehobener Löhne fehlt Geld, weil die Notenpressen in Moskau nicht nachkommen.

Lukrative Geschäfte mit Joint Ventures

Die Unterschiede zwischen Arm und Reich werden auch in Kamtschatka immer krasser. Auf der einen Seite die ganz normalen Leute, die hier früher recht gut verdienten und oftmals extra wegen des hohen Polarzuschlages zum Geldverdienen hergekommen waren. Doch seit einiger Zeit gibt es auf der anderen Seite die Defizitgewinner, die Mangelwaren irgendwo einkaufen und an

anderer Stelle für ein Vielfaches verkaufen. Meist sind es die schnellsten und cleversten aus der alten Garde, die ihre vielen Verbindungen und oft noch dazu ehemaliges Parteieigentum nutzen. Geschäfte kann man mit allem machen: mit Wodka, Zucker oder Fisch, mit Baumaterial, Lkws, oder Benzin. Beliebt sind auch Joint Ventures mit Partnern aus Alaska oder Fernost, aber auch Schweizer und Holländer sind schon da. »Leider kommen noch viel zu wenig europäische Geschäftsleute nach Kamtschatka«, klagt einer der frischgebackenen Manager in Nadelstreifendienstkleidung. »Besonders die Deutschen fehlen. Noch gibt es keinen richtigen Wettbewerb, wir hiesigen Partner können Verträge oft nur so nehmen, wie sie uns angeboten werden«, sagt ein ehemaliger Verbindungsoffizier der sowjetischen Armee in der DDR.

Und sie nehmen sie. Wer ein paar hundert Dollar Zusatzgehalt bei einem Joint Venture verdient, ist bei dem heruntergepurzelten Rubelkurs praktisch Millionär. Nur sind die Aktivitäten der auf schnelle Rückzahlung gerichteten Gemeinschaftsunternehmen meist wahres Gift für den lokalen Markt – wie fast immer, wenn die Reichen mit den Armen Geschäfte machen.

Ende Januar eröffnete in Kamtschatkas Hauptstadt Petropawlowsk ein neuer Supermarkt, ein Joint Venture mit schweizerischen und holländischen Partnern. Schon im Oktober sollte er eröffnet werden. Doch die Öffnung verzögerte sich – die Waren fehlten. Anfang Januar, nachdem zum Verkauf bestimmte, bereits abgelaufene Lebensmittel (Marmorkuchen in Alufolie) in Petropawlowsk für 25 Rubel auf dem Markt auftauchten, gab es erste Gerüchte, daß der Laden wohl nie aufmachen würde. Man erzählte sich, daß entlang der Bahnstrecke durch Sibirien holländischer Käse, Fertigpudding, Mayonnaise und Zwieback aufgetaucht waren. Irgendwelche Stadtoberen, die die Lebensmittelversorgung in ihren Geschäften verbessern wollten, entdeckten verdächtige Container auf

dem Bahnhof, ließen sie öffnen und stellten fest, daß das Haltbarkeitsdatum der Waren bald abgelaufen ist. Daraufhin setzten sie die Waren so lange fest, bis es tatsächlich abgelaufen war.

Somit hatten sie die einleuchtende Begründung, die Lebensmittel so schnell wie möglich verkaufen zu müssen, damit sie nicht verderben. In diesem Fall bezahlt der Partner in Kamtschatka die Waren mit Krabben, bekommt aber größtenteils nur minderwertige und wegen der Transportwege teure Sonderposten aus Holland. Er verkauft diese zu Preisen weiter, die sich normale Leute sowieso nicht leisten können. So tauscht die Bevölkerung von Kamtschatka ihren Reichtum für wenig Gegenwert. Hier sind es Krabben, im anderen Fall sind es Lachs und Kaviar, Erdgas, Rentierhorn oder aber Gold, das Firmen aus Alaska gerne in den Flüssen im Norden schürfen würden.

Die Russen und die Urbevölkerung

Auch der Vivenka, auf dem ich mit dem Rentierschlitten unterwegs bin, ist ein solcher goldhaltiger Fluß. Wenn sich die Lobbyisten in der Bezirksverwaltung durchsetzen, droht auch ihm, daß er von schwerem Schürfgerät umgewühlt wird. Und nicht nur Naturschützer rufen solche Projekte auf den Plan, hier offenbart sich auch das Mißverhältnis zwischen Russen und der von ihnen erst kolonisierten und später russifizierten Urbevölkerung. Die wirtschaftliche Grundlage der im Norden lebenden Korjaken, Ewenen und Ittelmenen ist der Lachs, der nur in glasklarem Wasser laichen kann und das Rentier, das die weite, unbeschädigte Tundra zum Leben braucht. Diese Volksgruppen, die jetzt zaghaft anfangen, ihr Selbstverständnis wiederzufinden, wären auf Neue die Leidtragenden, wenn nach spätestens fünfzehn Jahren kein Gold mehr zu holen wäre. Dabei ist deren Situation in der Tat desolat und erinnert in vielem

an die der Urbevölkerung in Nordamerika, die ja mit der hiesigen ethnisch verwandt ist.

Eine Landkarte von 1957 zeigt noch viele kleine, zum Teil uralte Siedlungen in der Tundra, die von den Regionalbehörden im Zuge der Systematisierung in den sechziger und siebziger Jahren einfach aufgelöst worden sind. Die dort lebenden Menschen mußten in bis zu 150 Kilometer entfernte große Dörfer umziehen, wo sie in Mehrfamilienhäusern und Wohnblocks untergebracht wurden. Die Versorgung und Verwaltung sind dadurch effektiver geworden. Viele Alte klagen darüber, daß sie sich in den neuen Siedlungen nicht mehr wohlfühlen. Schlimm wird es, wenn Arbeitslosigkeit, Alkoholismus, Kriminalität und Krankheiten wie Tuberkulose hinzukommen.

Schleichende Entfremdung

Besonders benachteiligt sind die Kinder der Rentierhirten. Ihre Eltern sprechen oft noch ewenisch oder korjakisch und lehren ihre Kinder das Leben in der Tundra. Da mit sieben Jahren die Schulpflicht ruft, bleibt nur das russischsprachige Internat, wenn die Eltern mit der Herde mitziehen. Einige Monate nach der Einschulung, wenn die Kinder russischer Eltern bereits schreiben lernen, entscheidet eine Lehrerkommission (ohne Psychologen) in der Gebietshauptstadt über die »lernschwachen Problemkinder«, meist die der Rentierhirten. Sie kommen dann oft in Sonderschulen, lernen Russisch und daß die Hauptstadt Moskau heißt – eine schleichende Entfremdung von ihren Eltern. Erste Projekte, die Kinder direkt in der Tundra zu unterrichten, sind selten. Allzu oft scheitern sie an Lehrermangel. Selbst die rechtliche Anerkennung der Zugehörigkeit zu einer nationalen Minderheit ist häufig sehr problematisch. Sie unterliegt der Allmacht der lokalen Miliz. Sie allein entscheidet nach willkürlichen Kriterien, ob jemand zum Beispiel »Korjake« in den Ausweis geschrieben bekommt, was

verschiedene Vorteile wie Fischerei-, Jagd- und Weiderechte mit sich bringt. Ob das jetzt anders wird, wo sich auch in Kamtschatka die politische Landschaft verändert, daran zweifelt zumindest der Moskauer Menschenrechtsanwalt Oleg Ljamin, der sich kürzlich auf der Halbinsel umgesehen hat. »Wenn allein die bisherigen Gesetze eingehalten würden, wäre ja schon viel erreicht«, sagt er. Doch nach seinem Eindruck sitzen die lokalen Machthaber noch so fest im Sattel, daß sich wohl die Situation der Minderheiten so bald nicht verbessern wird.

Rentierhorn für die Koreaner

Kolja, der Korjake, hat aber im Moment andere Sorgen. Als festangestellter Hirte der ersten nichtstaatlichen Rentiereignergemeinschaft der Region kümmert er sich wenig um Politik. Jetzt hat er mit drei Kollegen die über 1 000 Tiere zählende Herde am Fuße der Bergkette auf einen frischen Weideplatz getrieben und danach noch ein Tier geschlachtet. Es gehört Rosalia Gregorewna, die ihrer Tochter, die aus dem vier Flugstunden entfernten Chabarowsk zu Besuch gekommen ist, eine Fleischration für die jetzt so schwere Zeit mitgeben will. Nun ist das Brot, das Kolja mitgebracht hatte, aber so steinhart gefroren, daß selbst sein Hund Mühe damit hat. Zum Glück brennt aber das Feuer für den Tee schon recht gut, so daß zusammen mit dem getrockneten Lachs und dem Rest Hartkeks doch noch ein gutes Mahl entsteht. Vielleicht schafft es ja die Eignergemeinschaft, das Rentierhorn für Dollars an die Koreaner zu verkaufen, damit sie für die Hirten mal wieder Filterzigaretten, besseren Tee und Zucker einkaufen kann. Und vielleicht, wenn die Zeiten wieder besser werden, ist ja auch mal wieder eine Flasche Wodka dabei. ●



Telekommunikation auf Kamtschatka

Trotz vieler Widrigkeiten war es immer wieder erstaunlich, wie gut doch das Telefonsystem auf Kamtschatka funktionierte: In der Stadt gab es in vielen öffentlichen Gebäuden Münztelefone. Bis in die letzten Dörfer in der Tundra und selbst auf der Bering-Insel gab es Telefonanschlüsse. Sogar nach Deutschland konnte man telefonieren, wenn man es gut geplant hatte. Man bekam von der Telefonzentrale eine Uhrzeit genannt, zu der das Gespräch dann einige Stunden später durchgestellt wurde. Auch das Schreiben von Telegrammen war preiswert und beliebt, sogar in lateinischen Buchstaben.



Telefonzentrale in Nikolskoje auf der Bering-Insel. Von hier werden zivile Fern- und Auslandsgespräche vermittelt, auch ins 11 Zeitzonen entfernte Deutschland.

*Reisen zu den kleinen
Siedlungen im Norden*





Flugplatz Korf



Lieferung von Zwiebeln in Chailino



Tilitschiki an der Pazifik-Küste, 900 km nördlich von Petropawlowsk, Ende September 1991 (bis Seite 119)





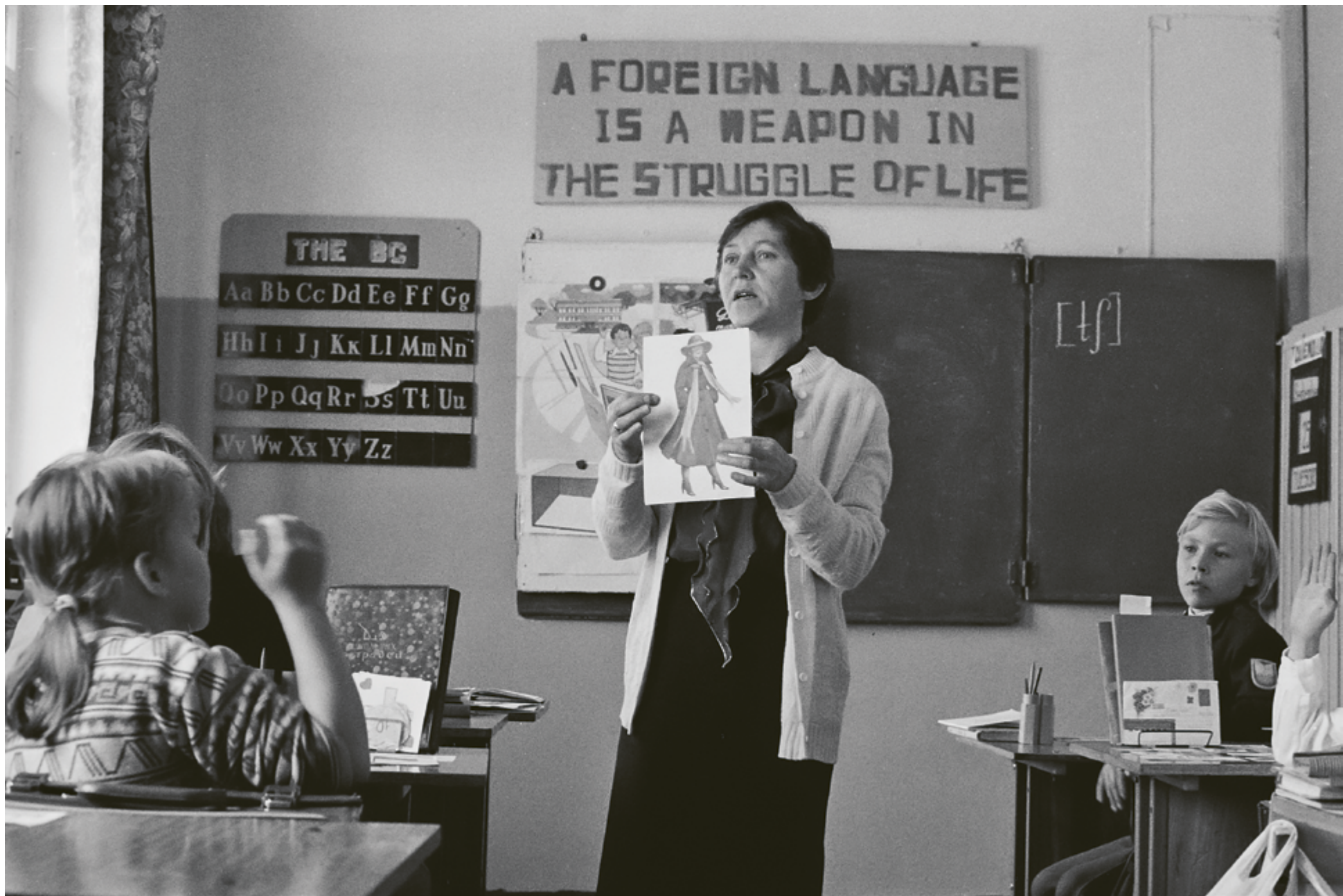








Dorfschule in Tilitschiki





Dorfschule in Esso, 300 km nördlich von Petropawlowsk, Ende November 1991 (bis Seite 125)













Weihnachtsfeier in der Dorfschule von Chailino, 29.12.1991





Chailino, Ende Dezember 1991



Korf, Ende Dezember 1991



Chailino, Ende Dezember 1991





Bei Rentierhirten zu Hause in Chailino, Ende Dezember 1991





Mit Rentierhirten in der Tundra bei der Herde in der Nähe von Chailino, Ende Dezember 1991 (bis Seite 151)



































Weiter geht's nicht

Hier war der östlichste Punkt der Reise: Nikolskoje auf der Bering-Insel. Diese Insel gehört zu den Aleuten, die wie eine Perlenkette Alaska und Kamtschatka verbinden. Hier wohnen ein paar hundert Menschen, tausende Stellersche Seelöwen und zehntausende andere Robben.







Die Geschichten hinter der Reise

*Corinna Kuhr-Korolev
im Gespräch mit
Anselm Graubner*

Corinna Kuhr-Korolev: Die späten 1980er-/frühen 1990er-Jahre waren eine Zeit, in der es nicht nur dich Richtung Osten zog. Für viele – ich gehörte auch dazu – bedeutete die Öffnung des sozialistischen Blocks und der Fall des Eisernen Vorhangs endlich die Möglichkeit, diesen anderen Teil Europas individuell zu bereisen. Bis nach Kamtschatka am Pazifik verschlug es allerdings kaum jemanden. Könntest du bitte kurz die Vorgeschichte dieses Unternehmens skizzieren?

Anselm Graubner: Es gab eine Vorgeschichte, die auch mit der Wende in der DDR zu tun hat. Im Jahr 1990 war in der sich auflösenden DDR noch die riesige sowjetische Armee stationiert. Sie war dafür bekannt, dass die jungen Rekruten dort besonders schlecht behandelt wurden. Gewalt, Erniedrigung und sogar Hunger waren an der Tagesordnung. Etliche junge Wehrpflichtige desertierten. Die meisten wurden bald wieder gefasst, zur Armee zurückgebracht und dort verurteilt. In der Regel verschwanden sie für viele Jahre in Sibirien. Eines Tages tauchte im ACC, dem kurz zuvor gegründeten Kulturzentrum meiner Freunde in Weimar, ein Moskauer Rechtsanwalt auf. Er kam zusammen mit der Mutter und der Patenante eines Deserteurs aus Lwiw in der Ukraine. Dieser wartete in Weimar auf seinen Prozess vor dem sowjetischen Militärgericht. Die drei wohnten mehrere Monate lang in einem kleinen Zimmer im ACC, um sich auf den Prozess vorzubereiten. Am Tag des Prozesses war ich selbst

durch Zufall in Weimar. Es war der 3. Oktober 1990, und ich war nur wenige Stunden zuvor unangemeldet mitten in der Nacht gekommen, um Fotos vom Tag der Wiedervereinigung in Weimar zu machen. Frank Motz, der Leiter des ACC, sah mich morgens in der Küche auf dem Sofa schlafen und nahm mich mit zum Gebäude der Sowjetischen Kommandantur, in der der erste Prozesstag unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden sollte. So entstand das Bild mit der höchsten Auflage in meinem Fotografenleben, da es von mehreren Zeitungen und Zeitschriften gedruckt wurde und das Thema somit eine breite mediale Aufmerksamkeit erhielt. Letztendlich kam der Soldat Oleg Lutschak nicht nach Sibirien, sondern durfte bald nach Hause fahren.

Das Deserteurs-Projekt war sehr umfangreich und stellte eine durchaus auch belastende Herausforderung für den Kulturbetrieb des ACC dar. So wurde Frank Motz in dieser Zeit nicht nur einmal gefragt, ob er



Oleg Ljamin und Frank Motz, Oktober 1991

denn auch noch Zeit finde, Ausstellungen zu organisieren. Der Rechtsanwalt Oleg Ljamin wollte sich nach dem gewonnenen Prozess auf besondere Weise bei uns beiden bedanken und uns einen Reisewunsch erfüllen. Eine Reise, wie sie nur mit einem ausgefuchsten Anwalt in der damaligen Sowjetunion möglich sein würde. Frank hatten sein Fernweh und seine Abenteuerlust zu DDR-Zeiten jedoch bereits in die damaligen Sowjetrepubliken Tadschikistan, Usbekistan, Kasachstan und Kirgistan geführt. Deshalb wollte er bei diesem Angebot so weit wie möglich weg, dorthin, wo es nicht mehr weiterging: bis zur Datums-grenze an der Beringstraße im äußersten Osten der Sowjetunion. Ich hatte schon von der Schönheit Kamtschatkas gehört, das ja auch dort liegt und als Ausgangsstation dienen sollte. In Moskau schaffte es Oleg, uns zu Sondergesandten einer gerade stattfindenden KSZE-Konferenz zu machen. Wir bekamen rosa Plastikkarten mit Foto, die als Türöffner unglaublich wirkungsvoll waren. In Kombination mit der listigen Unerschrockenheit, die aus unserer Sicht manchmal auch in peinliche Dreistigkeit abglitt, eröffneten sich für uns in dieser Übergangszeit nach dem Putsch im August 1991 Möglichkeiten, die zuvor selbst für die meisten Einheimischen verschlossen gewesen waren. Nur an die Beringstraße kamen wir nicht; in Magadan war Schluss. Die dortige Militärverwaltung ließ sich von der KSZE-Legende nicht beeindrucken, schickte uns aber zum Glück nur nach Kamtschatka zurück und nicht gleich nach Moskau oder ins Gefängnis. Frank jedoch wandelte seinen Frust in eine neue Idee um: Wenn schon nicht zur Beringstraße, so wollte er nun zur vor Kamtschatka im Pazifik gelegenen Beringinsel, die zur Aleuten-Inselkette und somit fast schon zu Alaska gehört. Und das hat sogar geklappt.



Oleg Lutschak mit seiner Mutter auf dem Weg zu seinem Prozess vor dem Militärgericht in Weimar am 3.10.1990

Mitte September 1991, also nur kurze Zeit nach dem Augustputsch, der faktisch das Ende der Sowjetunion bedeutete, fandest du dich auf Kamtschatka wieder. Wie kam dann der Kontakt mit der Redaktion der Kamtschatskaja Prawda zustande und welche Umstände führten dazu, dass du nicht nur einen Monat, sondern vier Monate bis Mitte Januar 1992 bliebst?

Unsere Reise sollte ursprünglich nur vier Wochen dauern. Mir wurde aber schnell klar, dass ich diese

Chance dann gleich richtig nutzen und versuchen wollte, länger zu bleiben. Deshalb nahm ich in unserer letzten gemeinsamen Woche in Petropawlowsk, der Bezirkshauptstadt Kamtschatkas, Kontakt zur dortigen Lokalzeitungsredaktion auf. Das hatte ich zwei Jahre zuvor in Weimar auch gemacht, als ich die Wende in der DDR fotografieren wollte und eine gute Eintrittskarte in das Leben in der Thüringer Provinz suchte. Und ich hatte Glück, denn Juri, der festangestellte Fotograf der Kamtschatskaja Prawda, wollte gerade eine Auszeit nehmen. Er hatte eine Einladung



Letzte Musterung zur NVA in Weimar, April 1990

nach Deutschland erhalten, durfte aber nicht fahren, da die Redaktion sonst keinen Fotografen mehr gehabt hätte. Ich fotografierte ein paar harmlose Probestellen von Straßenszenen, entwickelte und vergrößerte sie im dortigen Fotolabor und am nächsten Tag waren sie in der Zeitung.

Du warst damals gerade einmal 23 Jahre alt. In diesem Alter tut man viele Dinge mit schlafwandlerischer Sicherheit oder weil es sich gerade so ergibt. Kannst du trotzdem etwas zu deiner Motivation

sagen? War es Neugier, Abenteuerlust, die Suche nach dir selbst oder professioneller Ehrgeiz?

Es war eine schöne Mischung, du kennst das ja. Nach meiner Kindheit in der DDR in Kleinmachnow bei Potsdam und nachdem meine Familie 1981 mit einem Ausreiseartrag in den Westen übergesiedelt war, waren meine Neugier, meine Abenteuerlust und mein Fernweh gut entwickelt. Mit 16 fing ich an, mich für Bildjournalismus zu interessieren, und fotografierte neben der Schule für kleinere Zeitungen in Göttingen.

1989 begann ich kurz vor meiner Arbeit in Weimar ein Fotografie-Studium an der Fachhochschule Dortmund bei einem der Großmeister des deutschen Nachkriegs-Bildjournalismus, Ulrich Mack. Dort und bei der Thüringischen Landeszeitung in Weimar lernte ich viel, sodass ich ausreichend Selbstbewusstsein hatte, um mich in Petropawlowsk auf solch eine Herausforderung einzulassen. Und ja, es war auch eine Menge Ehrgeiz dabei, denn mir war klar, dass sich solche Chancen nur selten im Leben ergeben.

Es gibt einen Artikel von dir, der im April 1992 in der taz erschien und in dem du deine Eindrücke schilderst (siehe Seite 104). Gleichzeitig wird darin auch deine Perspektive deutlich, die unter anderem von den Ereignissen in dem gerade erst vereinten Deutschland geprägt war. Welche Hoffnungen, Erwartungen und Enttäuschungen spielten deiner Meinung nach bei deiner Wahrnehmung von Kamtschatka und seinen Menschen eine Rolle?

Schon bei der Wende in der DDR gab es die kaum erfüllte Hoffnung, dass 40 Jahre nicht einfach ausgelöscht würden, sondern das ein oder andere Gute bewahrt werden könnte. Deshalb hegte ich auch in der Sowjetunion eine kleine, naiv-romantische Hoffnung, dass sich der spießige KGB-Staat mit seiner permanenten Überwachung und seiner nicht funktionierenden Wirtschaft freier entwickeln könnte.

Die vorgefundene Realität hatte mich jedoch schnell eingeholt. Ich erlebte einen weiterhin restriktiven Überwachungsstaat, in dem es immer schwieriger wurde, die eigenen Grundbedürfnisse nach Nahrung und Kleidung zu erfüllen.

Obwohl ich nur wenige Monate dort war, konnte ich beobachten, wie die Lieferketten im Herbst 1991

zusammenbrachen. Lebensmittel gab es nur gegen Marken, doch die etablierten staatlichen Läden wurden trotzdem immer leerer. Irgendwann gab es kein Brot mehr und auch das zentrale Fischgeschäft *Ozean* hatte nichts mehr zu bieten – und das in einer Gegend, in der mehr als zehn Prozent des gesamten sowjetischen Fischangebots produziert wurden, aber kaum zwei Promille der sowjetischen Bevölkerung lebten. Dann tauchten die Waren zum fünffachen Preis auf den Märkten unter freiem Himmel auf. Das war verheerend für eine Region, die dringend auf Lieferungen von außen angewiesen war, da die Landwirtschaft aufgrund der klimatischen Bedingungen kaum eine Rolle spielte. Ich persönlich hatte übrigens keine Probleme, denn ich konnte mit dem umgetauschten Geld, das ich an einem Tag in den Semesterferien verdient hatte, fast einen ganzen Monat gut leben.

Es gab auch Gelegenheiten, bei denen ich mich an Situationen erinnert fühlte, die ich in Weimar zur Zeit des politischen Umbruchs erlebt hatte. So konnte ich beispielsweise an Orten fotografieren, die zuvor tabu gewesen waren. In Weimar fotografierte ich für die Thüringische Landeszeitung die letzte Musterung junger Männer für die NVA, die Armee der DDR. In Petropawlowsk war ich bei der Musterung zur Sowjetarmee, die es ein paar Wochen später ebenfalls nicht mehr gab. Wenn ich allerdings über die Stimmung nachdenke, so hatte ich den Eindruck, dass mir der Aufbruch auf Kamtschatka im Gegensatz zur Wende in der DDR viel zögerlicher vorkam. Es fehlte die Perspektive und das Vertrauen, dass nun etwas Neues geschaffen werden könne. Nur sehr wenige entwickelten Unternehmergeist und wenn, dann basierte deren Geschäfte nicht auf echter Wertschöpfung, sondern darauf, das staatliche System auszutricksen und staatliche Gewinne in private umzuwandeln.

Wie hast Du überhaupt kommuniziert, wie war Dein Russisch?

Nun ja, insgesamt fünf Jahre Schulrussisch im Osten und im Westen waren nicht viel, zumal wir Russisch fast wie eine tote Sprache gelernt hatten. Eigentlich konnte ich nur etwas Grammatik, hatte aber immer mein kleines gelbes Wörterbuch zur Hand. Durch die Sprachbarriere blieb mir viel verschlossen, am Anfang mehr als später, als ich mehr verstehen und sprechen konnte. Beim Lernen half es mir sehr, dass so gut wie niemand Deutsch, Englisch oder gar Französisch sprach. Dadurch war ich gezwungen, mir Mühe zu geben. Wenn man am Tag drei Wörter lernt, sind es nach drei Monaten fast dreihundert – damit kommt man ganz gut durch. Nach ein paar Wochen ging ich allein zu Terminen und nach vier Monaten kam ich ganz passabel zurecht.

Lass uns über die Fotografien und die Umstände, unter denen sie entstanden sind, sprechen. Es war eine ungewöhnliche Situation: ein junger ausländischer Fotograf mit begrenzten Sprachkenntnissen, eine Redaktion im Umbruch, eine Gesellschaft im Aufbruch. Trotzdem gab es sicherlich eingefahrene Arbeitsabläufe, einen typischen Stil dieser immer noch sowjetischen Zeitung sowie bestimmte Sehgewohnheiten und Anforderungen an die Fotografien, die vielleicht nicht deinen Vorstellungen entsprachen. Wie kann ich mir diesen Annäherungsprozess in der täglichen Arbeit vorstellen?

Der Produktionsprozess einer Tageszeitung ist überall ähnlich. Es gab täglich Termine, die abgedeckt werden mussten: Eröffnungen, Ehrungen, Veranstaltungen und so weiter. Dafür musste jemand vor Ort sein.

Wenn es wichtig war oder man gute Bilder erwartete, sollte ein Fotograf mitkommen. Daneben gab es längerfristige Themen, die in einer Stadt oder Region auftauchten und um die sich die Redaktion kümmerte. Der Fotograf einer Tageszeitung ist ein Dienstleister, der versucht, ein Thema bildlich umzusetzen. Ich hatte aber auch eigene Themen, die mir wichtig waren und die ich versuchte, ins Blatt zu bringen. So wollte ich auf jeden Fall ein Altersheim besuchen, da ich – zu Recht – erwartete, dort Weltkriegsveteranen zu treffen. Außerdem wollte ich in die große Reparaturwerft, in den Hafen und in die Fischfabrik, denn Wirtschaft und die dort arbeitenden Menschen hatten mich schon immer interessiert.

Eine große Enttäuschung war die Qualität, in der die Kamtschatskaja Prawda gedruckt wurde. Es waren alte Hochdruckmaschinen, auf denen man von den Fotos manchmal kaum etwas erkennen konnte. Viele Bilder wurden in der Repro-Abteilung an den Kanten nachgezeichnet, um die Kontraste zu verstärken. Um das zu verhindern, war es notwendig, so klar wie möglich zu fotografieren. Also nicht möglichst viele Details und optische Zwischentöne wie in einem Hochglanzmagazin, sondern eher holzschnittartig mit klaren Schwarz-weiß-Kontrasten. Schon als Kind hatte ich ja viele Bilder von ADN und TASS gesehen, den staatlichen Nachrichtenagenturen in der DDR und der Sowjetunion, auf denen fröhliche Menschen ähnlich holzschnittartig die Erfolge des Sozialismus illustrierten. Oft genug fühlte ich mich mit meinen Bildern daran erinnert, und das war mir sehr unangenehm. Andererseits wäre es auch eher merkwürdig bis peinlich gewesen, wenn ich als junger Spund aus dem Westen angefangen hätte, besonders kritisch zu fotografieren. Zumal man in dem Alter noch weit davon entfernt ist, seinen eigenen Stil gefunden zu haben.



Aus der Erinnerung an den Aufenthalt sind sie nicht wegzudenken: die vielen flüchtigen, aber herzlichen Begegnungen und die langen Gespräche beim Teetrinken.

Du hast damals Fotografien ausgewählt, von denen du dachtest, dass sie sich für die Veröffentlichung eignen. Wenn es nur nach deinen Vorstellungen gegangen wäre, welche Fotos hättest du nicht ausgesucht und welche hättest du stattdessen genommen? Wie würdest du die fotografische Schule nennen, aus der du kommst? Oder vielleicht besser: Was sind die Prinzipien, die dich leiten, und welche Kriterien machen für dich eine gute Aufnahme aus?

Wie immer gab es natürlich auch dort Themen, die ich gern fotografierte, und solche, die ich lieber gar nicht oder nur in kleiner Form veröffentlicht hätte. Dazu gehörten das Militär und die wieder erstarken Kosaken. Dabei fühlte ich mich sehr unwohl, weil es dabei immer um imperiale Machtbestrebungen ging. Als Journalist hast du ja auch eine eigene Haltung zu den Dingen und willst dich nicht für Propaganda missbrauchen lassen. Da fühlte ich mich bei den Menschen in der Fabrik oder bei den Rentierhirten im

Norden wohler, wenn ich normale Menschen bei der Arbeit oder in ihrem Leben dokumentieren konnte. Ich versuchte, die Bedingungen der Porträtierten möglichst realistisch wiederzugeben, ohne etwas zu verfälschen, zu inszenieren, zu beschönigen oder zu skandalisieren. Oft war es eine Mischung aus sachlicher Reportage und Porträtreportage: Die handelnden Personen sollten würdevoll dokumentiert werden, sodass sie selbst stolz auf die Bilder sein konnten. Manchmal schien mir das gelungen zu sein, wenn ich ein paar Tage später mit den Vergrößerungen noch einmal in die Fabrik ging und den Frauen die Bilder schenkte.

Wichtig war mir immer, nur mit den originären fotografischen Mitteln das Bild zu gestalten, also durch die Wahl des Objektivs, des Ausschnitts, der Belichtung, der Schärfe usw. Leider hat eine Tageszeitung nur wenig Platz, eine große Reportage mussten wir in der Regel auf ein, zwei oder vielleicht mal drei Bilder reduzieren. Das macht jetzt in einem Buch natürlich mehr Freude.

Die spektakulärste Serie ist sicherlich die von deiner Reise in den Norden zu den Familien der Rentierhirten. In dem Artikel in der taz beschreibst du die extreme Kälte und die Umstände, unter denen du dort fotografiert hast. Du problematisierst auch die Situation der indigenen Völker. Dieses Thema ist nach wie vor aktuell. Die imperialen und kolonialen Ambitionen Russlands werden heute verstärkt diskutiert. Aber auch das Problem des Orientalismus oder der Exotisierung fremder Kulturen durch westliche Beobachter wie dich steht im Raum. Wie bist du damals mit der Situation umgegangen, und wie nimmst du die Fotografien heute wahr?

Ja, das Thema der Kolonialisierung lag offen vor mir und ich habe versucht, möglichst viel darüber zu erfahren. Trotzdem empfand ich mich oft als Voyeur, der nur an der Oberfläche kratzen konnte. In meinem Tagebuch las ich gerade, wie wichtig es mir war, möglichst viele Strecken zu Fuß zurückzulegen, statt mich fahren zu lassen – einfach, um tiefer und intensiver in die Kultur eintauchen zu können. Das ist immerhin kein schlechter Anfang. Wenn man jedoch nur für ein paar Wochen in eine völlig fremde Kultur kommt, dann gibt es in jedem Fall Konflikte, die man eigentlich nicht haben möchte. Meine Betreuerin besorgte mir für die Ausflüge zu den Rentieren in der Tundra lokale Kleidung, weil sie meiner westlichen Ausrüstung nicht vertraute. Heute würde man das vielleicht als kulturelle Aneignung bezeichnen, damals war es jedoch eine Form der Fürsorge, denn minus 35 Grad können gefährlich sein. Ich war zwar für die lokale Bevölkerung der erste Besucher aus dem westlichen Ausland, aber nicht der erste Europäer überhaupt. Ich empfand mich zwar als Eindringling in die für mich exotische Kultur, doch auch ich war irgendwie ein Exot, den man oft ausfragte. Somit gab es ein gewisses Gleichgewicht.

Wenn man Menschen in ihrem Alltag fotografiert, wie du es vor allem getan hast, wenn man sich ihnen durch das Fotografieren nähern will, bedeutet das immer die Überschreitung von Privatheit oder Intimität. Genau diese Nähe macht die Fotografien, die wir in diesem Band zusammengetragen haben, so interessant. Gleichzeitig frage ich mich, ob dir diese Art des offensiven Fotografierens nicht manchmal zweifelhaft vorkam. Würdest du heute noch genauso fotografieren?



Gottesdienst bei den Adventisten des 7. Tages, Petropawlowsk, im Dezember 1991

Oh, danke, ich freue mich, wenn man die Nähe auf den Bildern sieht. Ja, ich hatte das große Glück, dass ich mit offenen Armen und freundlichen Gesichtern aufgenommen wurde. Da fragte niemand nach Datenschutz und Recht am Bild, sondern alle freuten sich, dass sich jemand für sie und ihr Leben interessierte. Noch dazu war ich jung, sah harmlos und nett aus und kam von einer dort bekannten Zeitung, da gingen die meisten Türen sehr leicht auf. Weder ich noch die Protagonisten auf den Fotos hatten Angst, dass die Bilder in der Zeitung zum Nachteil der abgebildeten Per-

sonen benutzt werden könnten. Da gab es offenbar keine negative Vorerfahrung. Heute würde ich das gern genauso machen, allerdings geht es ja kaum noch. Die meisten Berufsfotografen laufen mit Formularen herum, um sich unterschreiben zu lassen, dass sie wegen eines soeben gemachten Bild nicht verklagt werden. Damals konnten Fotografen viel spontaner arbeiten, das war die fotografische Tradition der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wir hatten im Studium die Maxime von Robert Capa verinnerlicht: »Wenn deine Bilder nicht gut genug sind, warst du nicht nah

genug dran«. Das bezog sich nicht nur auf den räumlichen, sondern vor allem auf den inhaltlichen und menschlichen Abstand.

Inzwischen sind die heutigen Handykameras wieder so schnell, diskret und selbstverständlich, dass ich inzwischen durchaus wieder angefangen habe, spontan und direkt zu fotografieren. Allerdings nur noch privat, nicht zur Veröffentlichung.

Wir haben lange über die Auswahl der Bilder diskutiert und auch über Lieblingsmotive. Ich weiß, dass dir viele Fotos sehr am Herzen liegen. Vielleicht nennst du mir trotzdem eines, was dir sowohl aus fotografischer Perspektive als auch hinsichtlich des Entstehungskontextes besonders viel bedeutet.

Die Kamera ist für mich ja auch immer ein Medium für Erlebnisse. Wenn ich etwas intensiv erlebt habe, dann gibt es auch ein Foto, das die Erlebnisse verdichtet, eine Erinnerungshilfe. Nach so langer Zeit kann ich mich an viele Situationen nicht mehr erinnern, aber manche haben sich doch besonders eingeprägt. Die Erlebnisse Ende Dezember 1991 in der Tundra mit den Rentieren und den Rentierhirten waren sehr besonders, vor allem natürlich wegen der vorher nie erlebten Kälte, bei der eine meiner beiden Kameras ausfiel und die andere nur noch schwer benutzbar war. Bei der Nikon F3 fiel die Elektronik aus und der Spiegel klappte nicht mehr hoch, die rein manuelle FM funktionierte noch, die Objektive waren aber sehr schwergängig und die Metallteile aufgrund der Kälte kaum anzufassen und die Linsen ständig beschlagen. Zudem war es früh dunkel, die Belichtungszeiten entsprechend lang und manche Fotos daher verwackelt. Später war ich zu Besuch in einer der Familien der Rentierhirten, wir aßen gemeinsam Brot und Lachs

am Küchentisch mit vier Generationen, das war eine sehr warmherzige Gastfreundschaft gegenüber mir als Besucher.

Besonders intensiv war die Szene in dem Brotgeschäft, in dem es Mitte November nichts mehr zu kaufen gab. Brot ist in Russland das Grundnahrungsmittel schlechthin und wird zu allen Mahlzeiten gegessen. Plötzlich gab es das nicht mehr und niemand wusste, wann wieder Nachschub kommen würde. Der Laden war voller Menschen, die dort warteten. Alle waren angesichts dieser Situation hilflos und deprimiert. Seitdem ist Brot für mich noch mehr zum Symbol geworden. Ich liebe es geradezu, altes Brot zu essen, damit es nicht weggeworfen wird. Die Brot-Situation schilderte ich übrigens meinen Eltern in einem längeren Telegramm. Das war in der Zeit, als in Deutschland eine große Dankbarkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber der Sowjetunion herrschte. Mein Vater las das Telegramm im Gottesdienst der Corvinus-Gemeinde in Göttingen vor und sammelte daraufhin spontan in einer Sonderkollekte eine Spende von 2 000 DM. Die wurde mir von meinem Fotografenkollegen Juri auf seiner



Rückfragen waren zwecklos: Auf dieser Polizeistation endete die Reise

Rückreise mitgebracht und ich bekam den Auftrag, dort eine evangelische Kirchgemeinde zu finden, die damit ein sinnvolles Projekt zur Lebensmittelversorgung finanzieren sollte. Die Festlegung der Konfession war ein Problem, denn es gab ja vor allem die russisch-orthodoxe Kirche. Schließlich wurden es die Adventisten des 7. Tages. Wenn alles geklappt hat, ist davon im Frühjahr ein Gewächshaus zur besseren Versorgung mit Gemüse gebaut worden. Wer weiß.

Wieso kamst du dann zurück und wie ging es mit dir und Kamtschatka weiter? Bist du nochmals hingefahren oder hast Kontakt mit den Menschen dort gehalten?

Mitte Januar 1992 erhielt die örtliche Polizeibehörde offenbar die Order, dass das mit dem Deutschen in der Redaktion nicht so weitergehen könne. Man bestellte mich auf die Polizeistation und sagte mir, dass ich entweder am nächsten Dienstag im Flugzeug nach Moskau oder in der Zelle nebenan sitzen würde. Außerdem wurde ein Ordnungswidrigkeitsverfahren wegen Visavergehen eingeleitet. Nach vier Monaten halfen weder Diskussionen noch mein KSZE-Kärtchen, ich musste zurück. Als ich nach Deutschland zurückkehrte, erlebte ich eine Art Kulturschock. Ich kam in das arrivierte Westdeutschland zurück, wo es keinerlei vergleichbar relevante Probleme gab. Ich hatte große Schwierigkeiten, in mein altes Leben als Fotografiestudent zurückzufinden. Auf Kamtschatka hatte ich gesehen, wie die Menschen mit existentiellen Problemen konfrontiert waren und mit sehr wenig auskamen. Das betraf mich natürlich nur am Rande, aber obwohl ich dort keine Geldsorgen hatte, lebte auch ich sehr spartanisch. In Dortmund fühlte ich mich mit meinen gerade gemachten Erfahrungen fremd.

Auch die journalistische Nutzung des mitgebrachten Materials blieb dürftig, das Thema der Umbrüche im Osten verschwand sehr schnell wieder aus den deutschen Medien. Meine Hoffnung, die Bilder in einer großen Zeitschrift gedruckt zu sehen, erfüllte sich nicht. Eine Ausnahme war die taz, da hatte ich die Seite im Reiseteil und zusätzlich eine ganze Woche täglich das Bild in der Rubrik *Der Augenblick* auf Seite 2, in der besondere, meist nicht aktuelle Fotos mit einer kleinen Bildunterschrift veröffentlicht wurden und übrigens noch immer werden. Ansonsten hatte ich keine Veröffentlichungen und die Enttäuschung darüber trug letztlich dazu bei, dass ich das professionelle Fotografieren aufgab und mich neu orientierte. Ich ging zurück nach Weimar und arbeite seitdem mit Frank Motz, mit dem ich die ersten vier Wochen auf Kamtschatka verbracht hatte, im Kulturzentrum ACC. Dort war alles im Aufbruch. Das Leben in Weimar passte damals sehr viel besser zu mir. Später studierte ich noch einige Semester Jura und Betriebswirtschaft und arbeite heute noch immer im Bereich Kultur und Tourismus.

Dieser Neuanfang führte jedoch auch dazu, dass ich zwar anfangs noch weiter Russisch lernte, den Kontakt nach Kamtschatka aber doch sehr bald verlor. Erstaunlicherweise war ich seitdem nie wieder in Russland. Insofern weiß ich auch nicht, wie sich die Situation dort weiterentwickelt hat. Im Internet konnte ich nur in Erfahrung bringen, dass von den von mir fotografierten Firmen nichts mehr übrig ist. Die Kamtschatskaja Prawda gab es bis 1995, danach noch eine *Neue* Kamtschatskaja Prawda bis 2006.

Mit Google Street View sieht man noch den Lenin auf dem Leninplatz in Petropawlowsk. In den Dörfern sieht vieles noch genauso aus wie damals. Die Nachrichtenlage ist aber sehr dünn, jetzt in Kriegszeiten umso mehr. Weißt du mehr?

Ich habe eine grobe Vorstellung davon, aber keine eigenen Eindrücke und kann mich auch nicht auf einschlägige Forschungen beziehen. Ich glaube jedoch, dass die Menschen auf Kamtschatka die Umbrüche der 1990er Jahre besonders dramatisch erlebten, da sie stark vom Zentrum abhängig waren. Mit dem Status einer geschlossenen Region waren in der Sowjetzeit viele Privilegien und Zuschüsse verbunden. Diese fielen dann alle weg. Laut Bevölkerungsstatistik reduzierte sich die Zahl der Einwohner auf der gesamten Halbinsel Kamtschatka um fast ein Drittel – von 450 000 auf 310 000.

Für die indigene Bevölkerung mögen die Umbrüche Fluch und Segen zugleich gewesen sein. Einerseits boten sich jetzt Möglichkeiten zum selbstbestimmten Leben, andererseits brachen aber gleichzeitig Versorgungswege zusammen, auf die man angewiesen war. Bereits in den Zeitungsartikeln von 1991/1992 wird deutlich, dass große Hoffnungen in die Entwicklung des Tourismus gesetzt wurden. Ein wichtiger Schritt zum Schutz der spektakulären Natur war sicherlich die Aufnahme verschiedener Gebiete Kamtschatkas ins Weltkulturerbe, die 1996 beschlossen wurde. Welche Auswirkungen dies letztlich hatte und wie die Situation aktuell ist – angesichts einer russischen Politik mit einer offensiven imperialistischen Agenda, des Klimawandels und der strategischen Bedeutung der Arktisregion – kann ich nicht sagen. Ich verstehe aber, dass sich hier verschiedene Problemfelder überschneiden und es keinen Anlass für optimistische Zukunftserwartungen gibt.

Kannst du zum Schluss vielleicht noch erklären, warum die Bilder mehr als drei Jahrzehnte im Schrank lagen?

ВИЗА
К-III № 967601
ОБЫКНОВЕННАЯ НГ 945

ВЪЕЗДНАЯ-ВЪЕЗДНАЯ

ФРГ

Гр. **ГРАУБЕР**

Фамилия **АНСЕЛЬМ**

Имя, отчество (полное) **190968**

Дата рождения **ОДИН** Пол **МУЖ**

С детьми до 16 лет

Цель поездки **ЧАСТНАЯ-ПОЕЗКА**

В учреждение **БОНН-МОСКВА**

В пункте

150991

Действительна для выезда в СССР с **300991** 19... г.

пробывания и выезда из СССР до **13** г.

через пограничные пункты СССР, открытые для иностранного туризма

110991

Выдана **4653200** 19... г.

К паспорту №

В Ы Е З Д

ЗАРЕГИСТРИРОВАН В УИИР

Исполнитель **УИИР ГИИД Москва**

Срок действия регистрации до **19.12.91**

Исполнитель **Мир Караганде**

Срок действия регистрации до **29.12.91**

Исполнитель **Мир Караганде**

Срок действия регистрации до **19.12.91**

Исполнитель **Мир Караганде**

ВИЗА
К-III № 967601
ОБЫКНОВЕННАЯ НГ 945

ВЪЕЗДНАЯ-ВЪЕЗДНАЯ

ФРГ

Гр. **ГРАУБЕР**

Фамилия **АНСЕЛЬМ**

Имя, отчество (полное) **190968** Пол **МУЖ**

Дата рождения **ОДИН** Пол **МУЖ**

С детьми до 16 лет

Цель поездки **Ч А С Т Н А Я П О Е З К А**

В учреждение **Б О Н Н М О С К В А**

В пункте

150991

Действительна для выезда в СССР с **300991** 19... г.

пробывания и выезда из СССР до **13** г.

через пограничные пункты СССР, открытые для иностранного туризма

110991

Выдана **4653200** 19... г.

К паспорту №

Подпись

Въезжающий в СССР обязан следовать в пункт, указанный в данной визе, и в течение 24 часов с момента прибытия в пункт назначения оформить документы на право проживания в СССР.

Every person entering the USSR is required to proceed directly to the destination point indicated in his visa where he is required to register for residence in the USSR within 24 hours after his arrival.

Tout visiteur entrant en URSS est prié de se rendre directement au point de destination indiqué dans son visa et dans un délai de 24 heures après son arrivée il doit remplir les formalités nécessaires au permis de séjour en URSS.

Срок действия визы **ПРОДЛЕН**

до **11** 19... г.

Срок действия визы **ПРОДЛЕН**

до **20.12.1991** г.

Срок действия визы **ПРОДЛЕН**

до **20.01.92** г.



Nun ja, wir haben uns ja erst vor ein paar Wochen kennengelernt, und manchmal braucht es einen Anstoß von außen.

Aber im Ernst: Zur Entstehungszeit gab es, wie gesagt, kaum Interesse an den Bildern. Das änderte sich jedoch vor ein paar Jahren. Insbesondere durch den Band aus dem Spector-Verlag (Jan Wenzel u.a., Das Jahr 1990 freilegen) gab es plötzlich großes und qualifiziertes Interesse an den inzwischen historischen Fotos, darunter auch an meinen Bildern von der Wende in der DDR. Ich ließ die alten Negative scannen und hatte die eine oder andere Publikation und Ausstellungsbeteiligung. 2024 übernahm die Robert-Havemann-Gesellschaft die Bilder in ihr Archiv und fragte mich, ob ich noch mehr hätte. Schließlich bezahlte die Gesellschaft die Scan-Arbeiten für die knapp 5 000 Kamtschatka-Bilder. Während des Krieges wollte ich mich eigentlich nicht weiter damit beschäftigen, aber im kritisch-historischen Kontext, in dem es mit dir und deiner Institution steht, ist es wahrscheinlich gerade jetzt gut aufgehoben. ●

Linke Seite:

Die beiden wichtigsten Dokumente: Das Visum gab das Recht auf einmalige Ein- und Ausreise. Ursprünglich für einen Aufenthalt von 14 Tagen ausgestellt, wurde es dreimal verlängert und lief endgültig zum 20.01.1992 aus. Der Dienstausweis der Kamtschatskaja Prawda bestätigt die Position als nicht fest angestellter Fotokorrespondent. Solch ein Ausweis diente zugleich als sogenannter Propusk, als Einlassschein, mit dem sich manche Türen öffneten.



Im Fotolabor der Kamtschatskaja Prawda

Anselm Graubner, Jahrgang 1968, aufgewachsen in Kleinmachnow bei Potsdam, 1981 Übersiedlung mit der Familie nach Berlin (West) und 1982 nach Göttingen, 1989 bis 1992 Bildjournalismus-Studium in Dortmund bei Ulrich Mack, Dezember 1989 bis April 1990 Fotograf bei der *Thüringischen Landeszeitung* in Weimar, Oktober 1991 bis Januar 1992 bei der Kamtschatskaja Prawda in Petropawlowsk. Lebt in Weimar und arbeitet seit 1992 in der Kultur- und Tourismuswirtschaft.

Dank

Manchmal finden sich zur rechten Zeit Menschen mit ähnlichen Ideen und Erfahrungen zusammen, um gemeinsam ein Stück zu gehen und etwas zu schaffen, das allen wichtig erscheint. So war es mit diesem Buch, das als harmlose, kleine Ausstellungsidee begann und schließlich zu einem zeitintensiven, engagierten Publikationsprojekt wurde.

Wir haben vielen zu danken, die Anteil daran haben, dass wir die Fotografien aus Kamtschatka auf diese schöne Weise präsentieren können. Anja Tack und Isabel Enzenbach gaben einen ersten Impuls und vermittelten den Kontakt zwischen Weimar und Potsdam. Am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam unterstützte Juliane Fürst als eine der Leiterinnen des »ERC-Projekts Europast« sofort die Idee von Ausstellung und Buch. Annette Steyn und Antje Schmidt halfen, die vielen bürokratischen Hürden zu nehmen. Erich Kasten trug als Ethnologe mit seiner Expertise einen einführenden Text zu Kamtschatka bei. Bernd Hartung gab nicht nur einen fachlich fundierten und persönlich berührenden Einblick in den Entstehungszusammenhang der Fotografien. Er hatte auch maßgeblich Anteil an dem Auswahlprozess, der schon vor einem Jahr begann und mit der Entscheidung für die nun präsentierten Fotografien endete. Die Robert-Havemann-Gesellschaft e.V. in Berlin, in deren Archiv die Fotografien aufbewahrt werden, übernahm bereits 2024 die digitale Erschließung der Aufnahmen. Stefan Renno vom Fotoatelier Louis Held in Weimar ist zu verdanken, dass alle Aufnahmen in bester Qualität eingescannt und für die Ausstellung gedruckt wurden. Parisa Salimi sorgte in geduldiger Arbeit am Computer dafür, dass der Staub der Zeit, der sich auf den Negativen angesammelt hatte, im Druck nicht mehr zu sehen ist. Ulrike Otto, Katharina Kucher, Frank Motz und Igor Korolev lasen Korrektur und verbesserten den Band mit ihren Ideen und Anregungen. Ihnen allen sei herzlich für die Unterstützung gedankt.

Ohne zwei Personen wäre es allerdings bei aller positiver Energie niemals zu dieser Publikation gekommen: Rosalie Graubner hat sich neben ihrer Ausbildung zur Graphikdesignerin unzählige Abend- und Wochenendstunden freigehalten, um Gestaltungsvariationen auszuprobieren und alle unsere Änderungswünsche mit Stilsicherheit, Experimentierlust und in erstaunlicher Schnelligkeit umzusetzen. André Störr vom Mauke Verlag traf die grundsätzliche Entscheidung, diese Publikation als besonderes Buch zu verlegen und brachte sich mit viel Zeit, großem Interesse, Fachkenntnis und Enthusiasmus ein. Ihnen beiden gilt unser ganz besonderer Dank.

Schließlich möchten wir uns herzlich bei allen Menschen bedanken, die sich 1991 und 1992 mit großer Offenheit fotografieren ließen oder dies damals organisatorisch ermöglichten.

Anselm Graubner, Corinna Kuhr-Korolev
Weimar und Potsdam, November 2025

Hartknoch Verlag

ein Imprint der Mauke Verlag KG,
Bauhausstraße 7, 99423 Weimar

Gestaltung und Satz: Rosalie Graubner

gesetzt aus der Adobe Kis VF und Cronos Pro

Druck und Bindung:
Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

ISBN 978-3-912364-00-2

© 2026

Copyright bei den Autoren. Alle Rechte vorbehalten.
Der Inhalt dieses Werkes darf weder ganz noch in Teilen
zum Trainieren künstlicher Intelligenz genutzt werden.

www.hartknoch-verlag.de

Mit freundlicher Unterstützung von



We wish to acknowledge the co-funding of the
European Union under the WIDERA programme
(EUROPAST project, Grant Agreement No. 101079466)



Vorsatzfoto:

*Blick zum Kronotski-Vulkan (3 482 m) von Norden,
im Vordergrund der Kisimen-Vulkan,
im Hintergrund der Pazifische Ozean,
Oktober 1991*

Nachsatzfoto:

*Mit Rentierhirten in der Tundra auf dem Weg zur Herde
in der Nähe von Chailino,
Ende Dezember 1991*

ISBN 978-3-912364-00-2



9 783912 364002 >

Im Spätsommer 1991 führt die Neugier Anselm Graubner nach Kamtschatka ganz im Osten der Sowjetunion. Diese besteht zu diesem Zeitpunkt nur noch auf dem Papier. Die sowjetische Ordnung zerfällt auch am äußersten Rand des Imperiums, in einer Region, die bereits im 18. Jahrhundert unter der Zarenherrschaft kolonisiert wurde.

In einer Übergangszeit voller Ungewissheit heuert der damals 23-jährige Fotograf bei der Regionalzeitung Kamtschatskaja Prawda an – ein an sich unerhörter Vorgang. Seine Sprachkenntnisse sind dürftig, doch sein Blick ist wach. Und so entstehen eindrucksvolle Aufnahmen aus dem Lebens- und Arbeitsalltag der Menschen auf der Halbinsel am Pazifik. Sie illustrieren die zunehmend kritischer und mutiger werdenden Beiträge im vormaligen Parteiblatt.

Doch der Ausflug in den fernöstlichen Journalismus endet für Anselm Graubner schnell. Nachdem die rote Sowjetfahne zum Jahresende 1991 eingeholt wird, verweist die neue alte Obrigkeit der Russischen Föderation den Journalisten aus dem Westen noch im Januar 1992 des Landes. Erhalten geblieben sind von diesem kurzen Stück Lebensweg – zum Glück für uns – einzigartige Fotografien eines besonderen Augenblicks der jüngsten Zeitgeschichte an einem uns auch heute wieder fernen Ort.



Hartknoch